

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4gespaltete Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Denthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Zum Quartalswechsel erlauben wir uns zum Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

nebst dem wöchentlich erscheinenden „Sonntagsblatt“ einzuladen.

Der Standpunkt unseres Blattes ist bekannt. Es steht auf dem Boden des unbefangenen Rechts. Die Erforschung und Darlegung der Wahrheit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist seine einzige Aufgabe. Als treuer Berater und Streiter für die Aufhebung und Ausgleichung der Klassenunterschiede ist das „Berliner Volksblatt“ ein entschiedener Gegner jeder Politik, die ihre Endziele in der Bevorzugung einzelner, heute schon mehr berechtigter Gesellschaftsklassen findet.

Das „Berliner Volksblatt“ sucht seine Aufgabe durch sachliche Behandlung der politischen als auch der Tagesfragen zu erfüllen. Die gleichen Grundsätze leiten uns bei Besprechung unserer städtischen Angelegenheiten.

Im Feuilleton unseres Blattes veröffentlichen wir Auszüge September ab einen ausgezeichneten Roman aus dem amerikanischen Arbeiterleben, betitelt

„Die Ritter der Arbeit“

berichtet von **Natalie Liebknecht.**

Schon der Name der Uebersetzerin bürgt dafür, daß unseren Lesern hier eine ebenso spannende wie gediegene Lektüre geboten wird.

Unser „Sonntagsblatt“ macht es sich nach wie vor zur Aufgabe, nur die besten und vollendetsten Arbeiten derjenigen Schriftsteller zu bringen, die auf dem Boden des wirklichen Lebens stehen.

Das „Berliner Volksblatt“ kostet für das ganze Vierteljahr frei ins Haus 4 Mark, für den Monat Oktober 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf. Bei Selbstabholung aus unserer Expedition

1 Mark pro Monat.

Für außerhalb nehmen sämtliche Postanstalten Abonnements für das nächste Vierteljahr zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die Redaktion und Expedition
des „Berliner Volksblatt“.

Feuilleton.

[Redigiert von...]

[12]

An unrechter Stelle.

Nach einer russischen Erzählung von Dr. S. L.

XVI.

Man mußte den Belannten das Verschwinden Ewgescha's erklären. Die Eltern beschloßen anzugeben, sie wäre zu einer Tante nach Jalta gereist und würde dort, wegen eines beginnenden Brustleidens, den ganzen Winter zubringen. Man kannte die Ursache der nicht zu Stande gekommenen Heirat, und Allen erschien diese Reise als eine gewisse Beruhigung verständlich; es giebt kein besseres Mittel gegen derartigen Gram, als eine sofortige Abreise nach irgend einem weitentfernten Ort.

Der Schlag, der Maluga getroffen, war nicht ohne Folgen für ihn; man bemerkte eine Nervosität an ihm, wie sie früher nicht vorhanden war. Es traf sich, wenn er mit seinen Belannten die gewöhnliche Melodie über die Leiden des Volkes anhub, daß er plötzlich, ohne die Phrase zu beenden, die Unterhaltung abbrach. Sein Sekretär bemerkte einmal, daß er ihn mit Furcht betrachtete, und erbleichte, als er ihm ein Papier zum Unterschreiben vorlegte, obwohl dieses Papier durchaus nicht schrecklichen Inhalts war: die gewöhnliche Quittung über neu angekommene Gefangene.

Seine Freunde erkundigten sich oft nach Ewgescha's Befinden. Und Maluga mit seiner Frau waren gezwungen, sich die Einzelheiten des Lebens in Jalta auszubedenken, um keinen Verdacht zu erwecken. Sie erzählten, daß es ihr besser gehe, daß sie fast nicht mehr huste, daß dort der Herbst wie im Norden der Frühling sei u. dergl. m.

Unter sich sprachen sie häufig, ob es denn gar nicht möglich sei, zu erfahren, wo sie weile, ob sie gesund sei, wie sie lebe. Wie ein dichter Wald stand vor ihnen die Ungeklärtheit, und kein Pfad führte in ihn hinein.

„Ich denke zuweilen“, sagte Maluga, „ob es nicht recht wäre, Ulew zu Rathe zu ziehen.“

Von oben oder von unten?

In der guten alten Zeit, wo es noch kein allgemeines Wahlrecht gab und der Glaube an die Volkssouveränität ins Nichts verweht war, entstand die Lehre vom väterlichen Regiment, welche, wie der Name besagt, auf der Anschauung ruht, daß das Volk aus unmündigen Kindern bestehe, welche von der — bald huldreich streichelnden, bald züchtigen — Hand der väterlichen, Vaterstätte vertretenden Staatslenker auf richtiger Bahn gehalten und vor Abwegen und vor der Gesellschaft „böser Buben“ bewahrt werden müssen.

Mit Ausnahme einiger hinterpommerschen Junker und besonders urwüchsiger Landpaschas wagt heute Niemand mehr sich zu dieser wunderbar bequemen und „gemüthlichen“ Lehre in allen ihren Konsequenzen zu bekennen, aber trotzdem spuken die Anschauungen, die ihr zu Grunde liegen, noch vielfach in unseren Regierungskreisen und äußern sich namentlich in dem zur festen Praxis gewordenen Satz, daß auf dem Gebiet der Gesetzgebung was von unten, d. h. aus dem Volke kommt nichts taugt, und daß das Gute, gleich dem biblischen Segen, von oben zu kommen habe, wo alle Weisheit, alle Macht und alle Gerechtigkeit wohnen.

Die Folge ist — um insbesondere die Arbeitergesetzgebung herauszugreifen —, daß auf die von unten, d. h. aus den Kreisen der Arbeiter, geäußerten Wünsche und Vorschläge gar keine Rücksicht genommen, dem Volk „unten“ sogar das Außern von Wünschen und Vorschlägen möglichst erschwert, wenn nicht geradezu verboten wird, — und daß die hoch über den niederen Sierblischen thronende Regierungsweltweisheit von ihrem Olymp herab die Geschicke der Arbeiter zu deren Vortheil und darum ohne Rücksicht auf deren unverständigen Willen zu leiten sucht.

Die Früchte liegen vor uns in Gestalt der beiden Versicherungsgeetze und der Grundzüge der Altersversicherung — und ferner in Gestalt des Sozialistengesetzes, des Puttlamer'schen Streikerlasses, sowie der unzähligen weiteren Maßregeln dieser Art.

Niemand ist mit den Ergebnissen zufrieden, selbst nicht Hauptträger und Vertreter des Systems — trotz des betäubenden Reklametamtams der dafür bezahlten Reptilpresse.

Im vorigen Jahrhundert stand das System des „von oben“ Regierens und Beglückens in vollster Blüthe. Es nannte sich „aufgeklärter Despotismus“. Heute, wo wir Verfassungen, Kammern, Reichstage, kurz den Regierungsparlamentarismus haben, ist der Name verpönt. Doch was liegt am Namen?

Genug — der „aufgeklärte Despotismus“ hatte seine Glanzzeit im vorigen Jahrhundert, — Friedrich der Große,

„Aus welchem Grunde?“

„Er hat eine Menge Belanntschaften und wird vielleicht einen Ausweg finden; er zeigte eine gewisse Hochachtung für Ewgescha?“

„Ja, hat er denn derartige Belanntschaften? Nein, sage ihm lieber nichts, er könnte vielleicht noch plaudern.“ Während solcher Gespräche hatten beide einen häßlichen Gedanken, den sie nicht auszusprechen wagten. In den Augen Maluga's rief dieser Gedanke denselben Ausdruck der Furcht hervor, den sein Sekretär öfters an ihm bemerkte.

Unterdessen verging eine geraume Zeit. Die Trauer um Ewgescha war eine mildere geworden, und der Gedanke an die ihr drohende Gefahr verschleuchte man mit dem russischen „vielleicht“ und „Gott ist barmherzig“. Warum sollte man sich auch wegen der Zukunft Sorgen machen, vielleicht droht gar kein Unheil.

Der Winter hatte sich eingestellt und das Weihnachtsfest war herangekommen. Bei Maluga's erstrahlte ein Tannenbaum mit vielen Kerzen; die Freudrufe der Kinder fanden in dem elterlichen Herzen einen Wiederhall. Poligena und ihr Mann waren glücklich. Maluga zerschlug eine amerikanische Nuß für sein Töchterchen, welche vergeblich mit ihren Zähnen daran gearbeitet hatte.

„Sieh nur, Julia, welch ein großer Kern!“ sprach der Vater; jetzt verlangte das Kind noch einen großen Bonbon in Goldpapier, der an der Spitze des Tannenbaumes hing. Maluga stellte sich auf einen Stuhl und bemerkte von dort aus seinen Gehilfen in der Thür stehend.

„Ah, Stephan Nikolaewitsch,“ sagte Maluga, „ich stehe sofort zu Ihren Diensten, ich nehme nur das Konfekt für meine Kleine herunter. Da Julia. Kommen Sie in mein Kabinett,“ wendete er sich an den Gast, ihm die Hand reichend.

Der Gehilfe, eine hagere Gestalt mit dünnem Barte, folgte dem Hausherrn.

„Nun, was bringen Sie? Alles in Ordnung?“ fragte Maluga, als sie im Kabinete Platz nahmen.

„Ja — im allgemeinen gesprochen — alles in Ordnung,“ antwortete der Angeredete.

Katharina die Große, und Joseph der Zweite, der unter diesen „Großen“ der größte war, obgleich er nicht so hieß, waren klassische Vertreter dieser Richtung und setzten ihr Aeußerstes daran, ihr zum Siege zu verhelfen.

Mit welchem Erfolg?
Allgemeiner Schiffbruch. Und wer das Nähere wissen will, der lese die Geschichte der französischen Revolution.

Kein Wunder, daß dieses System mit seinem impotenten Johannistrieb nicht leisten kann, was es in der Falle der Kraft vergebens erstrebte.

In der Schweiz, wo trotz der Ausweisungen und Ulfase der demokratische Geist nicht abgestorben ist, befolgt die Regierung auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung genau die umgekehrte Methode als in Deutschland. Sie geht von der Ueberzeugung aus, daß die Arbeiter von Arbeiterangelegenheiten mehr verstehen als die Nichtarbeiter, und daß eine Arbeitergesetzgebung ohne Mitwirkung der Arbeiter ein Unding ist. Von unten herauf! heißt dort die Losung, und nicht nur, daß der Bundesrath der freien Entwicklung der Arbeiterorganisationen und dem freien Willen der Arbeiter keine Hindernisse bereitet — nein: er zieht die Arbeiter thätig zur Mitwirkung heran, fordert und nimmt ihren Rath in Fragen der Arbeitergesetzgebung und hat das für die Arbeitergesetzgebung wichtigste Amt in der Eidgenossenschaft — das Arbeitersekretariat — durch die Arbeiter besetzen lassen.

Also das diametrale Gegentheil der in Deutschland beliebten Praxis.

Welche Methode sich am besten bewähren wird?
Nun, die Geschichte hat längst die Antwort gegeben — sie wird dem „väterlichen Regiment“ zu Liebe, welches „von oben“ das Füllhorn des Glücks über die Völker ausstreuen will und jede Regung „von unten“ als staatsgefährlich bekämpft, sicherlich ihre ehernen Gesetze nicht abändern.

Wieder Einer!

Unsern Lesern haben wir bereits vor längerer Zeit eine eingehende Kritik des Gesetzentwurfs betr. die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter geliefert.

Aus derselben konnten sie ersehen, daß auch aus den Kreisen der zünftigen Oekonomen die gewichtigsten Einwürfe gegen den ersten und zweiten Entwurf geltend gemacht worden sind.

Der zweite Entwurf hat bekanntlich nur die wesentliche Aenderung gegenüber dem ersten, den sogenannten Grundzügen, daß er die Berufsgenossenschaften in den Verwaltungsapparat nicht hineinnimmt.

Der österreichische Minister und schwäbische Exprofessor, Excellenz Schäffle, eine der biegsamsten und anpassungsfähigsten

„Nun, dann mache ich den Vorschlag, wir bringen das schnell zu Ende, was Sie mir zu sagen haben, und dann sehen wir uns zu Tische und leeren ein Fläschchen.“

„Im Grunde genommen — daß heißt — ich habe eigentlich garnichts mitzutheilen, — — ich komme nur so zufällig.“

„Danke für die Aufmerksamkeit. Kommen Sie jetzt nach dem Wohnzimmer, dort ist es fröhlicher.“

Der Gast hatte sich noch nicht erhoben.

„Eugenia Benjaminowna ist noch nicht gekommen?“ fragte er plötzlich, seine Verlegenheit unter einem Husten-anfall verbergend. Beunruhigende Gedanken stiegen in Maluga auf. Er glaubte, sein Gehilfe habe etwas über Ewgescha erfahren.

„Nein, sie ist noch nicht angekommen,“ entgegnete er; „es scheint aber, Sie hätten etwas zu sagen und zögerten damit.“

Der Gehilfe senkte schweigend das Haupt; seine Augen hatten einen trüben Ausdruck.

„Sprechen Sie um des Himmels willen!“

Mit leiser Stimme sprach der Gehilfe ein Wort. Es war dasselbe Wort, welches so oft Maluga und Poligena erzittern machte. Mit Schluchzen warf sich Maluga auf sein Lager.

XVII.

Jetzt begann eine mühselige Zeit. Einen Tag wie den anderen machte Maluga den verschiedensten Persönlichkeiten Besuche; er wartete in den Empfangszimmern und fand Einlaß in den Kabinetten der Hochgestellten, hörte viele Versicherungen des Mitgeföhls und kam stets entmüthigt nach Hause.

Wie leidenschaftlich er auch zu glauben wünschte, daß die Sache sich zum Guten wenden möge, so mußte er doch einsehen, daß sie fast eine hoffnungslose sei.

„Du brennst, mein Kind, wie ein Licht im Winde!“ dachte er und quälte sich Tag und Nacht. — Er fühlte, wie das Leben von ihm wich, und sagte sich umsonst, daß er auch Frau und andere Kinder habe, für die er leben müsse. Alles war machtlos gegen die nagenden Geföhle des Grames; es schien ihm unmöglich weiter zu leben. Um-

Naturen unseres öffentlichen Lebens, hat in der „Allgemeinen Zeitung“ und in der „Deutschen Wochenschrift“ in einer Reihe langatmiger, eigentlich schlechtester Artikel ein recht abfälliges Urtheil über die „Ordnung des Gebäudes der Sozialreform“ gefällt.

Lupo Brentano ferner, der jetzt an der Wiener Universität einen Lehrstuhl inne hat, sah sich gleichfalls veranlaßt, in den Contradicten „Jahrbüchern für Nationalökonomie“ die Alters- und Invalidenversicherung in ihrer wirthlichen Bedeutung als Plan einer Armensteuerreform zu Gunsten der Bourgeoisie gründlich zu charakterisiren.

Am elegantesten, schonungslosesten, witzigsten hat dann Professor Platter in Zürich im „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ diese Alters- und Invalidenversicherung abgethan. Ein Wuthschrei ging durch die offizielle Presse, und dieselbe Norddeutsche Allgemeine Zeitung, dieselbe „Leipz. Zeitung“, die zuerst das „Archiv“ als werthvolle Bereicherung der volkswirthschaftlichen Literatur begrüßt hatten, bezeichnet nun den erblischen Platter in der ihnen angebotenen Besprechungsmanier zum Entzücken aller Reaktionen.

Nun hat zwar der einjährige Verfasser des Tabalmonops im Deutschen Reichstage, Herr Georg von Czjellenow, in dem vor kurzem erschienenen zweiten Heft des „Archiv“ diese Scharte ausgemerzt. Er hat mit verblüffender Schneidigkeit so ganz nebenbei und aus dem Stegreif Herrn Platter in Zürich einen Seitenhieb vertheilt — im studentischen Jargon würde man diesen Hieb einen Inkommentmäßigen „Saubieb“ nennen —, indem er mit vollen Waden die kolossalen Entwürfe der modernen Sozialreform heraussticht und mit Stürmungeln und heiliger Entrüstung voll von dem Uebermaß verkleinernden Mißtrauens, gegen das er, Herr von Czjellenow, ein nicht unerwünschtes Gegenwicht“ bringt, zu reden beliebt.

Aber es geschieht Reichen und Wunder. Nicht bloß nationalökonomische Zeitschriften, wie „Contradict Jahrbücher“, die, so großen Spielraum sie auch der Vulgärdiskussion gewähren, doch eine gewisse Sachlichkeit besitzen, nicht bloß das „Archiv“, das sich programmäßig zum Asyl für alle wissenschaftlichen Meinungen auf sozialpolitischem Gebiete machen will, nicht bloß solche Organe sind es, die dem Alters- und Invalidenversicherungs-Entwurf hart zu Leibe gehen. Nein, auch Blätter, die gewerbsmäßig reinkapitalistische Interessen vertreten, die offiziell nichts sind und nichts sein wollen, als Organe des Unternehmertums, machen energisch Front gegen den Entwurf.

In den zwei letzten Nummern der von uns schon öfters zitierten und kritizierten „Zeitschrift für Handel und Gewerbe“, dem Organ der deutschen Handelskammern (Nr. 15 vom 26. August, Nr. 16 vom 2. September l. J.), befehlet der Sekretär der Racher Handelskammer, Herr Dr. R. van der Borcht, gleichfalls die jüngste Schöpfung der „Sozialreform von Oben“.

Herr R. van der Borcht ist das Muster eines bürgerlichen Dekonomen, der sich nichts weniger als ein „Reichsfeind“ ist und ein Freund der offiziellen Sozialpolitik.

Aber auch er setzt sich an den Tisch, wo die Spötter sitzen, auch er geht einen Stein auf und wirft ihn auf den jetzt schon so viel geschundenen Entwurf.

Nur Einiges sei aus seinem Aufsatz herausgegriffen! Er sagt: „Das Ziel unserer sozialpolitischen Gesetzgebung ist die Schaffung und Sicherung des sozialen Friedens. Soll die beabsichtigte Invaliden- und Altersversicherung in diesem Sinne wirken, . . . so muß dem Arbeiter eine seiner früheren Lebenshaltung entsprechende und des auch von ihm verdiente Recht der Individualität nicht mit rauer Hand vernichtende Lebensführung auf rechtlicher Grundlage für die Zeit seiner Invalidität zugesichert werden. . . . Diese Aufgabe ist in dem Gesetzentwurf vollständig bei Seite geschoben. Der Gesetzentwurf ist inhaltlich nichts weiter als ein Versuch, die Last der Armenpflege anders zu vertheilen. . . . und zwar ein Versuch, der ausschließlich von dem Standpunkt der Armensteuerpflichtigen (d. i. in erster Reihe die Bourgeoisie Ref.) ausgeht. Die Erwägungen, auf der ein das Urtheil Brentano's und Platter's über den allgemeinen Charakter der Grundzüge beruht, passen fast ausnahmslos auch auf den Gesetzentwurf.“

R. van der Borcht sagt ferner: „Anstatt offen zuzugeben, daß das in der kaiserlichen Botschaft vorgezeichnete Ziel, wenn auch nicht für immer fallen gelassen, doch einstweilen zurückgestellt ist, erhebt der Entwurf den Anspruch, eine Invaliden- und Altersversicherung der Arbeiter zu schaffen, und werte Kreise sind blind genug, sich dem Traume hingebend, es könne durch ein dem Entwurf entsprechendes Gesetz die Ausöhnung der arbeitenden Klassen mit der bestehenden Gesellschaftsordnung wesentlich gefördert werden.“

Doch weiter im Text! „Man stelle sich vor, zu welchem Grade des Glüdes oft ein Arbeiter herunterfallen muß, ehe er den Antrag auf Invalidenrente erheben kann. . . . Kann man es als die Sicherung einer „menschenwürdigen Existenz“ ausgeben, wenn man den Arbeiter oft Jahre lang ein Dasein zu fristen zwingt, bei dem er zu den härtesten Entbehrungen, zur schließlichsten Bettelerei seines Lebens und geistigen Zustandes genöthigt ist? . . . Es ist ganz unentbehrlich, schon eher einzutreten, als in dem Augenblick, wo der Arbeiter, nachdem er

alle Stadien des Glüdes durchgelost hat, auf dem Punkte steht, zu verhungern. Wenn es erst soweit gekommen ist, dann wird die lange Rente auch nicht mehr hinreichen, dem Arbeiter das Gefühl zu nehmen, daß er das Opfer der heutigen Gesellschaftsordnung ist. Die Zahl derjenigen, die dann nach jahrelanger Verbitterung den Klauen der Sozialdemokratie (Nicht über! Red.) entzissen werden können, wird eine sehr kleine sein, die Zahl derer aber, die sich ihr zuwenden, wird Legion sein, weil man ihnen da, wo ihnen Brot gereicht werden sollte, nur Steine bietet, wie es nach dem Entwurf der Fall ist.“

Ferner: „Einen offensibaren Rückschritt hat der Entwurf insofern getan, als er die Begünstigung der Berufsfranchisen, die in den Grundzügen vorgesehen war, vollständig beseitigt.“

Von den Abstufungen der Altersrente sagt unser handelskammerlicher Kritiker, daß das „höhere Maß staatlicher Fürsorge“ sich als „recht beschneiden“ erweise.

Ueber die Vertheilung der Beiträge auf Reich, Unternehmer, Arbeiter sagt er: „Bei einer Armensteuerreform, um die es sich im Entwurf handelt, erscheint es sehr wenig angemessen, die Arbeiter zu den Lasten heranzuziehen, von denen sie bisher befreit waren, und dadurch auf Kosten der Arbeiter die Entlastung der bisher zur Ausbringung der Armenlasten verpflichteten Kreise herbeizuführen. Das, was die Arbeiter gegenüber dem bisherigen Zustande durch ihre Beiträge erkaufen, steht nicht im Verhältniß zu den Lasten, die ihnen jetzt aufgebürdet werden sollen.“

Diese Blüthenlese aus dem Borcht'schen Garten wird genügen.

Wir betonen nochmals: die vernichtende Kritik kommt von einem eifrigen Vertreter des herrschenden Systems, von dem Beamten einer echten Bourgeoisorganisation, von einem Bourgeoisökonom.

Schäffle, Brentano, Platter, van der Borcht, wie wird unseren Reichspolitikern, wenn sie diese Namen hören?

Werden sie noch fortfahren, von der Schwärzung des Gebäudes der Sozialreform“ zu fesseln, zu schwärmen, zu lügen?

Nein, warum auch nicht? Ueber den unabhängigen Kritiker schreibt im letzten Act der Unparteilichkeit der Kommissionsrath Binder von der „Nordd. Allg. Ztg.“

„Binder lobt den Entwurf.“

Original-Korrespondenzen.

Zürich, 22. September. Der „Sozialdemokrat“ wird, wie Sie bereits gemeldet haben, sein Domizil wechseln und den Boden der ältesten Republik mit dem einer Monarchie vertauschen. Es liegt in dieser Veränderung eine bittere, beißende Satyre auf die politischen Zustände in der Schweiz.

Der „Schweizerische Sozialdemokrat“ ruft den Genossen zu ihrer Ueberwindung ein heiliges „Stück!“ zu und fährt dann fort: „Der Boden Englands vermag ein so streitbares Kampforgan der Sozialrevolution besser zu tragen, als unser kleines Vändchen, und das englische Volk hat durchschnittlich mehr und regeren Sinn für die persönlichen Freiheitsrechte der Bürger, trotzdem es in einer Monarchie lebt, als unser Volk, das mehr seine historische Staatsform verehrt, als seine Rechte und Freiheiten. Keinenfalls geht unser Volk in seinem Republikanismus so weit, denselben auch für Fremde, die unter ihm wohnen, gelten zu lassen und es ist auch in seiner großen Mehrheit bereit — Republik hin, Republik her —, die Bürger, die es in seinen hergebrachten Anschauungen stören, monarchisch maßregeln zu lassen. Zeiten höheren politischen Aufschwungs ausgenommen, war der Schweizer politisch immer stark egoistisch gestimmt. Und er hat damit, praktisch genommen, nicht so ganz unrecht; nur sollte man diesen Egoismus nicht so übertreiben, daß er verächtlich wird. Der Engländer kennt diesen politischen Egoismus auch; allein er wird bei ihm corrigirt durch einen gewissen Stolz auf die Freiheit seines Landes, der es nicht zuläßt, diese Fremden gegenüber zu verleugnen oder zu beschränken. Dieser Stolz fehlt bei uns und unsere ausschließlich vorläufige Regierung sucht denselben auch nicht zu wecken.“

Die Spiller'sche Verfügung gegen den Schlofferstreik im Sommer 1886 hat ihre Auferstehung gefeiert. — Wir hatten berichtet, daß am Züricher See, in Reuendorf und Mäsa, die Seidenarbeiter wieder Fabriken von ihren humanen Herren ausgespart worden sind. Trotz aller Versuche der Arbeiter, einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen, und trotzdem in den Fabrikräumen die Ruhe des Friedhofes herrscht, sind die Herren nicht zum Einlenken zu bewegen. Wie alle Streikende oder Ausgeperrte zu thun pflegen, so haben auch die Seidenarbeiter ihre Wachtposten aufgestellt, empfangen in kollegialer Weise eventuell Zureisende, bewirthen dieselben und klären sie über die Situation auf. Das geschah dem Gemeinderathe von Reuendorf staatsgefährlich, und um diese Gefahr abzuwenden, promulgirte er folgende Verfügung: „Es ist strenge unterlagt, Arbeiter in Fabrikkolonnaten, sowie auf dem Wege zu und von

der Arbeit zu befristigen oder sogar von letzterer abzuhalten auf irgend eine Art. 2. Nichtbeachtung dieser Verordnung wird un-nachlässig mit Geldbuse bis auf 15 Frks. bestraft, eventuell erfolgt im Falle des Ungehorsams Ueberweisung an die Gerichte. 3. Fehlbare sind dem Polizeipräsidium zu verweisen. 4. Die Feilordnung tritt sofort in Kraft und sind die Polizeior-gane mit der Ueberwachung beauftragt.“ So wird selbst vom Gemeinderathe eines kleinen Dörfchens in Staatsstreiterei gemacht, wo überhaupt nichts in der Welt, weil nichts gefährdet erscheint. Aber wie lässlich, statt den Streit zu schlichten und zu vermitteln zu suchen, wird die Partei des Geldbuses ergriffen und gegen die Arbeiter ein Ullas von Stapel gelassen.

Die Erregung über das geheime Kreis Schreiben des Bundesrathes hat sich noch nicht gelegt, ja nicht im mindesten noch abgeschwächt. Der „Grünlager“ bedauert, daß das Volk des Abberufungsrecht des Bundesraths nicht befristet, diesen sofortigen Entfernungs Reite er für gerechtfertigt. Er wiederholt den bereits seiner Zeit gegebenen Rath, die Polizei aus den Versammlungen oder Vereinen oder Wohnungen, wo sie in rechts- oder gesetzwidriger Weise spionirt, hinauszuschleusen. Zum Schlusse empfiehlt er die „Obstruktion, bis und so lange, als der Bundesrath sein Kreis Schreiben nicht zurückzieht.“ Kampf soll gegen alles, was der Bundesbureaokratie irgend welchen Vorzug leistet, geführt werden. — Der frühere Zürcherische Minister und jetzige Chefredakteur des Winterturer „Landesboten“, Herr Siegler, nennt den Inhalt des Kreis Schreibens absculisch. Gegen die Vertheidiger desselben — es sind dies die „N. Z. Ztg.“, der „Bund“ und die „Zürcher Ztg.“, also wend 3 Blätter von der gesammten Schweizpresse — sich wendend, sagt Herr Siegler: „Die vielen Eitel, die offiziösen Vorn, welche in ihrem Verstreben, den Bundesrath zu loben, wo nichts zu loben ist, verächtlich gegen die schweizerische Sozialdemokratie stürzen, irren sich, d. r. Lörze ist nicht krank und ist nicht todt. . . .“

Der „Weinländer“ ruft: „Die innere Ruhe unseres Landes ist gefährdet, gefährdet durch den Bundesrath!“

Ueber die Naturgeschichte des bundesrathlichen Kreis Schreibens äußert sich Herr Steig in folgender launiger Weise: „Wie uns unser kleiner Finger erzählt, wurde dasselbe vom ersten Sekretär des Justizdepartements, einem verdienten langjährigen Beamten, über dessen politische Persönlichkeit wir uns erlauben, unsere Bedanken vorerst noch zurückzubehalten, verfertigt. Als Bundesrath Rudenhorst das Juradikat los, entlegte er sich über die Nonchalance den republikanischen Rechten und Freiheiten der Bürger gegenüber. Doch dachte er, mit kann's recht sein, wenn der Bundesrath dies schluckt, um so baldiger werde ich diese verdammt politische Polizeispionerei los. Der Bundesrath aber, als ihm das Schreiben vorgelegt wurde, dachte: nun, das kommt ja von Rudenhorst, dem die Sozialisten ein Hoch ausgedrückt haben. Uns kann's auch recht sein, wenn den Sozialisten wichtig auf die Finger gehen wird. Die Kantonsregierungen werden sich wohl hüten, es weiter zu treiben. Das möchte sich natürlich ohne weitere Verabredung ganz von selber“, wie unser kleiner Finger sagt. So kam das Kreis Schreiben unter gegenseitiger Mystifikation heraus. Das Volk aber, resp. in seinem Namen der große Theil unserer Presse, that endlich, als es wohl nicht mehr anders ging, seine Pflicht und so wird der Ullas wohl fallen müssen — natürlich in möglichst milder Form.“

Politische Uebersicht.

Woher das Geld kommt. Die Einnahmetabellen der englischen Eisenbahnen für das Jahr 1887 ergeben eine außerordentliche Vermehrung der Einnahmen aus Fahrarten dritter Klasse — 4 Millionen Pfund Sterling — 80 Millionen Mark mehr als im Jahre 1877 —, während die Einnahmen aus Fahrarten 1. und 2. Klasse fast stationär geblieben ist, die erste Klasse sogar einen kleinen Rückgang erfahren hat. In anderen Ländern, und namentlich auch in Deutschland, hat man genau dieselbe Beobachtung gemacht, und die Frage, ob es nicht zweckmäßig sei, die erste oder die zweite Klasse, wo nicht die erste und zweite Klasse ganz abzuschaffen, ist schon wiederholt aufgeworfen worden. Jedenfalls zeigt sich hier wieder einmal recht deutlich, wie gegenüber den breiten Volksmassen die „oberen Zehntausend“ wirtschaftlich kaum ins Gewicht fallen und wie verkehrt ein Wirtschaftssystem ist, das sich die „Büch-tung von Millionären“ zur Aufgabe setzt. Das Beste wäre gewiß, wenn die Abtheilung der Passagiere in verschiedene Klassen abgeschafft und das amerikanische System, welches nur eine Wagenklasse kennt, allgemein eingeführt würde. Dabei würde niemand verlieren und würden alle diejenigen gewinnen, welche jetzt unter den Unbequemlichkeiten unserer dritten und insbesondere der vierten Wagenklasse zu leiden haben. Denn das versteht sich von selbst: die Einführung des amerikanischen Gleichheitssystems muß zur Folge haben, daß dem Publikum eine solche Summe von Komfort (Bequemlichkeit) zu Theil wird, wie der gebildete Amerikaner beanspruchten ein Recht hat, und wie er auf den amerikanischen Eisenbahnen den Armen und Reichen gleichmäßig zu Theil wird. Willkürlich beschäftigt man sich jetzt in Deutschland lebhaft mit dem Plan einer durchgreifenden Reform des

Sonst erinnerte ihn Politzina, welche die Verzweiflung des Mannes sah, an seine Pflicht, für seine anderen Kinder zu leben.

„Ich weiß es, ich weiß es,“ wiederholte er kummervoll, „aber was ist zu thun, wenn mir die Kraft fehlt.“

„Aber, wie kann man hier helfen?“

„Das ist es eben, was mich von Sinnen bringt, daß ich auf diese Frage keine Antwort finde.“ In der Nacht, wenn er von schwerem Schlummer erwachte und nicht wieder einschlafen konnte, kam ihm plötzlich die klare, kurze Antwort: „Laß sie entfliehen!“ — Er fuhr zusammen, als ob plötzlich ein Blitzstrahl sein Haus getroffen hätte und wies diesen Gedanken mit Entrüstung von sich. Am andern Tage kam ihm dieser schreckliche Gedanke wieder und erhielt schon nicht mehr eine so entschiedene Abweisung. Er begann zu überlegen, erwog die Folgen, die es für ihn haben konnte, für seine Frau und Kinder; dann dachte er an seine Pflicht, letzteren eine Erziehung zu geben. Raum hatte er aber in dieser Verpflichtung eine Stütze zu finden vermeint, so zeigte sich ihm wieder das Bild der Lage Ewgescha's. Es erregte ihm ein solches Mitleiden, daß in einem Augenblicke Frau, Kinder, Pflicht des Dienstes vergessen war und nur der heisse Wunsch übrig blieb, Ewgescha zu retten. Und wenn die Ausführung in derselben Minute möglich gewesen wäre, er hätte nicht getraubert. Diese Betrachtungen ließen ihn einen Plan fassen. Wie in der Wirklichkeit spielten sich vor seinem geistigen Auge die einzelnen Vorgänge des errettenden Planes ab, und sein Herz pulsirte in schnellen Schlägen. Möglich aber ward er wie von einem kalten Wasserstrahl getroffen und die Pflicht des Dienstes und die Frau und Kinder? „Du vergißt Dich auch selbst,“ schrie ihm eine Stimme zu — doch die anderen Stimmen erstickten sie. — Nicht nur eine Nacht kämpfte er einen solchen Kampf. Es war für ihn eine Zeit der schrecklichsten Seelenfoltern, eine Zeit, die nur Leute ohne jede Willenskraft durchleben können.

Nach einigen Tagen des inneren Kampfes entschied sich Maluga endlich, einen Schritt vorwärts zu machen. Das vollständige und zwecklose Selbstfoltern brachte ihn zum Entschluß, sich mit Ulew zu berathen. „Das ist ein entschlossener Mensch,“ dachte er, „wir wollen sehen, ob er meinen Plan

gutheißt, ob er bereit ist, sich an der Ausführung zu betheiligen. Ich weiß nicht, ich glaube schwerlich, daß er es thun wird.“

Und so sonderbar auch dies erscheinen mag, Maluga entschloß sich nur aus dem Grunde, seinen Plan Ulew mitzutheilen, weil er die Hoffnung hegte, Jener werde nicht einwilligen.

XVIII.

Ulew ließ die Bassöne seines Klaviers mit einer solchen Festigkeit ertönen, daß er das Hereintreten Maluga's nicht vernahm. Bei der lauten Anrede desselben wandte er sich um:

„Ach, Benjamin Petrowitsch! Verzeihen Sie, ich war in meinem Spiel so vertieft. In dieser Woche findet eine soiree musicale zu wohltätigen Zwecken statt und da muß ich meine Partie einüben. Nina Anassowna wird meine Partnerin sein. Warum nehmen Sie nicht Platz? Sie sehen übrigens recht angegriffen aus.“

„Ich quäle mich vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen. Es muß etwas für Ewgescha gethan werden.“

„Haben Sie bereits über das „Was“ und „Wie“ nachgedacht?“

„Ich wollte mit Ihnen darüber sprechen, Ihnen — ein Projekt vorlegen. — Uebrigens, es ist besser nicht darüber zu sprechen; wozu Sie noch in eine solche Angelegenheit verwickeln.“

„Ja, ich bin doch kein Kind. . . . Wenn es mir nicht gefällt, sage ich einfach: ich will nicht. Lassen Sie mich die Sache hören.“

„Nicht verfolgt beständig der eine Gedanke. — Geben Sie mir Ihr Wort, daß alles, was ich Ihnen sage, zwischen uns bleibt.“

„Da haben Sie mein Wort.“

„Sehen Sie, ich dachte. . . .“ Maluga beugte sich zu Ulew hinüber und flüsterte: „Könnte man sie nicht befreien?“

„Auf welche Art?“

Maluga begann ihm seinen Plan zu entwickeln.

„Die Idee ist nicht neu, nichts bestoweniger ausführbar,“ sagte Ulew — „und sie wünschen, daß ich in diesem Drama eine Rolle spiele?“

„Das heißt — ich dachte — daß Sie vielleicht — nun gewiß. Sie werden nicht einstimmen. Ich wollte es Ihnen nur vorlegen.“

Ulew sah unverwandt auf Maluga und sagte: „Nun, und wenn ich darauf eingehe?“

Maluga erschrak und begann abzurathen.

„Ich kenne Ihre Großherzigkeit; es ist aber nicht möglich, denn Sie riskiren zu viel!“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch, Benjamin Petrowitsch. Sie wünschen meine Mitwirkung, ich sage Ihnen zu, und nun reden Sie mir ab.“

„Nun, ich halte es für meine Pflicht, Sie auf die Gefahren der Mitwirkung aufmerksam zu machen.“

„Und ich sage Ihnen folgendes: Sie selbst haben sich noch nicht dazu entschlossen. Mit einem Male riskiren Sie. Und der Erfolg ist doch ein sicherer; allerdings, Ihnen doch an die Folgen gedacht, die die Sache für Sie haben dürfte.“

„Was ist an mir gelegen! Aber Frau und Kinder!“

„Nun sehen Sie wohl, es ist klar, daß Sie nicht entschlossen sind; es ist also unnütz, darüber zu schwärmen.“

„Der Plan kann mißlingen. Wie denken Sie darüber?“

„Ich habe Ihnen bereits erklärt: der Erfolg ist ungewißhaft. Für mich ist auch kaum ein Risiko vorhanden; das Ethel Maluga schwieg; Ulew betrachtete ihn mit mitleidigen Kopfschütteln.

„Aber wie rathen Sie mir?“

„Benjamin Petrowitsch! Kann man sich denn in solchen Angelegenheiten auf die Rathschläge anderer hinentscheiden? Es ist augenscheinlich, daß Sie sich noch nicht entschieden haben; das heißt leeres Stroß dreschen!“

„Ach, wie ich meine Ewgescha beklage! Sie können es nicht begreifen,“ sagte Maluga nach einer kurzen Pause. (Schluß folgt.)

Eisenbahnwesen. Vor etwa 40 Jahren machte ein englischer Ingenieur den Vorschlag, das Prinzip des einheitlichen und billigen Postports, das sich in der Praxis so trefflich bewährt hat, auf die Eisenbahnen auszudehnen. Der Vorschlag fand viel Anklang, scheiterte jedoch an der Opposition der Eisenbahndirektionen. Er wurde später dahin modifiziert, daß man an Stelle des einheitlichen Porto's oder Tarifs einen Zonenarif (mit 3 bis 4 Entfernungsklassen) vorschlug — ähnlich wie er für die Telegraphie schon besteht. In dieser letzteren Gestalt ist der Plan von einem Deutschen, dem Dr. Engel, neuerdings befürwortet worden und hat die Aufmerksamkeit der obersten deutschen Eisenbahnbehörden auf sich gezogen. Wie mitgeteilt wird, sind dieser Tage in Preußen und in Sachsen — ob auch in anderen Bundesstaaten, wissen wir nicht — amtliche Erörterungen angeordnet worden, um auf Grund der bisherigen Erfahrungen statistisch festzustellen, ob dieser Reform keine unwiderwärtigen technischen und finanziellen Hindernisse im Weg stehen.

Danton, dem titanischen Revolutionsmann, der freilich auf seiner Bahn verschiedene Male ausglitt, jedoch stets groß war und der Revolution stets treu — ist in seiner Geburtsstadt Arcis ein Denkmal gesetzt worden, das am vorigen Sonntag eingeweiht wurde. Das Monument, welches Danton in der Haltung des Redners darstellt, trägt die zwei berühmtesten Aussprüche desselben, welche zusammen als sein Programm und als das seiner Kämpfer betrachtet werden können: A près la paix l'instruction est le premier besoin du peuple — Nach dem Frieden ist der Unterricht, die Schule das erste Bedürfnis des Volkes. Und dann die berühmten Worte, die er 1792 in der Zeit der höchsten Gefahr — angesichts der sich nahestehenden Heere der Koalition und der sich mehrenden Landesverrätherien des Adels — der Nationalversammlung und der Nation zurief: De l'audace, de l'audace, encore de l'audace et la patrie est sauvée — Kühnheit, Kühnheit, nochmals Kühnheit, und das Vaterland ist gerettet! Wie wir Berliner Blättern entnehmen, besteht die Absicht, Danton auch in Paris ein Denkmal zu errichten.

Der Sund-arath wird am Mittwoch eine Plenarsitzung abhalten, um über die Anträge Preußens und Hamburgs wegen Verlängerung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes zu beraten.

Das Brot wird theurer. In Gera hat, nach der „Frfr. Btg.“, eine Preissteigerung des Brotes von 10 Pfg. pro Pfund — so viel kostete es noch vor 2 bis 3 Wochen — auf 12 Pfg. stattgefunden. Aus anderen thüringischen Distrikten wird ähnliches gemeldet. — In Mainz hat, nach demselben Blatte, die Bäckervereinigung beschlossen, infolge des Mehlaufschlages den Preis des Brotes (von 4 Pfd.) um 3 Pfennige zu erhöhen. — Ähnliche Nachrichten liegen noch aus vielen anderen Städten vor.

Zum Thema der frivolen Ferkungen an das Reichsverwaltungsamt und zur Frage des „von dem Herrn Staatssekretär von Bötticher öffentlich anerkannten Wohlwollens der Berufsgenossenschaften“ gegenüber den Arbeitern läuft, wie die „Vollst.-Btg.“ hervorhebt, soeben wieder eine Fülle von Beiträgen durch die Blätter. Ein Arbeiter kam anlässlich einer Schlägerei im Maschinenraum der Dampfmaschine zu nahe und wurde verletzt. Die Berufsgenossenschaft lehnte es ab, die beanspruchte Rente zu zahlen, weil eigene Schuld des Verunglückten vorliege und nicht der Betrieb, sondern die Schlägerei die Ursache des Unfalls gewesen sei. Auch dem Urtheile des Schiedsgerichts, welches zu Gunsten des Verunheilten lautete, fügte die Genossenschaft sich nicht. Erst das Reichsverwaltungsamt mußte dem Arbeiter seinen Rechtsanspruch sichern und der Genossenschaft klar machen, daß das Unfallgesetz die Arbeiter auch gegen solche selbstverschuldeten Unfälle sichern will, wofür die Ursache Folge des Aufenthalts im Betriebsraum während der Betriebszeit sind. Wie oft das Reichsverwaltungsamt wohl noch in die Lage kommen wird, aus gleichartigem Anlaß für verunglückte Arbeiter eintreten und den Berufsgenossenschaften den Sinn des Unfallgesetzes erläutern zu müssen! Ferner: Die bei einem Neubau beschäftigten Arbeiter pflegten nach Schluß der Arbeit sich eine Weile in der im Keller befindlichen sogenannten Geschirrkammer aufzuhalten, sich dort für den Nachhauseweg umzuziehen, dabei die Arbeitsangelegenheiten des folgenden Tages zu besprechen und der Eine oder Andere wohl auch ein Besperbot zu sich zu nehmen. Seitens des Arbeitgebers wurde hiergegen niemals Einwand erhoben. Bei einer derartigen Gelegenheit, bei welcher der Aufenthalt der Arbeiter in der Geschirrkammer ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte und aus Anlaß eines Familienfestes eines Arbeiters „eine geringe Menge“ Branntwein (durchschnittlich von jedem etwa ein Glas) getrunken worden war, verunglückte ein Steinträger auf dem Heimwege, indem er von einer ungenügend verdeckten Kluftung des Neubaus stürzte. Die Bauwerksgenossenschaft lehnte den Rentenanspruch ab, weil kein Betriebsunfall vorliege. Auch hier erkannte das Schiedsgericht zu Gunsten des Verunglückten, ebenso das Reichsverwaltungsamt. Dasselbe ging von der zutreffenden Erwägung aus, es sei notorisch, daß nach Schluß der Arbeit stets noch eine gewisse Zeit ver-

gehe, bevor die bei Neubauten beschäftigten Arbeiter den Bau verlassen. Diese Zeit sei erforderlich zum Vorbereiten der Arbeit des nächsten Tages, zur Verwahrung des Arbeitsgeräths, zum Umkleiden, zur Abkühlung oder auch etwa zum Genießen des Besperbrotes u. s. w. Alle diese Thätigkeiten seien, sofern sie in angemessener Zeit erfolgen, als zum Betriebe gehörig anzusehen. Auch hierzu bleibt wieder zu bemerken, daß genau die gleichen Erwägungen aus genau dem gleichen Anlaß schon früher von dem Reichsverwaltungsamt ausgesprochen worden sind, so daß die Berufsgenossenschaften über die ihnen aus dergleichen Anlässen erwachsenden Verpflichtungen längst unterrichtet sein und ihren verunglückten Arbeitern das Prozessieren müssen ersparen könnten. In einem dritten Falle endlich verweigerte eine Genossenschaft die Zahlung einer Rente an einen Fabrikarbeiter, der auf einer Dienstreise verunglückte. Grund für die Weigerung war: der Arbeiter war im Auftrage seines Herrn abgestiegen, um unterwegs eine private Bestellung desselben auszurichten. Beim Wiederbesteigen des Kutschbocks gerieth er mit einem Fuß in das Rad und brach denselben, da das Pferd anzog. Das Reichsverwaltungsamt sprach dem Kutscher die beanspruchte Rente zu. Das Unglück sei im Betriebe erfolgt, denn es sei passiert, als die private Bestellung bereits erledigt gewesen sei. Das Wiederbesteigen des Wagens sei erfolgt lediglich zu Betriebszwecken. Auch hier wiederum wird man das Urtheil des Reichsverwaltungsamtes nur für richtig erkennen und das Sträuben der Berufsgenossenschaft nicht gerade für einen Ausfluß von „Wohlmollen“ gegen den verunglückten Arbeiter ansehen dürfen.

Der nationalliberale Wahlaufsatz zu den Landtagswahlen (Wir haben von dem Dinge nicht erst weiter Notiz genommen. Red.) hat über die deutschen Grenzen hinaus die Aufmerksamkeit denkender Geister gefesselt. So steht in der „Kölnischen Zeitung“ zu lesen, obwohl die Zeit der Bundtagsbühne vorüber ist.

Auf den Werth afrikanischer Erwerbungen“ wies eine Mittheilung der „Weser-Btg.“ von der Goldküste ein bestimmendes Licht. Der frühere Komissar des Togolandes, Herr Fallenthal, will auch die Landschaft Agotime im Hinterlande des Togogebietes unter deutschen Schutz gebracht haben. Wie nun die „W.-Btg.“ mittheilt, sind vor kurzem vor den Engländern, deren Schutzgebiet belanlich westlich an das deutsche Togogebiet grenzt, die Kleinsten von Agotime erschienen und haben einen Vertrag unterschrieben, in welchem sie erklären, daß sie nur Kwadzo De, dem Könige von Peki unterthan sein und nur den Engländern gehorchen wollen. Sie behaupten auch, nie mit einem anderen einen Vertrag geschlossen zu haben. Die obigen Erwerbungen“ des Herrn Fallenthal sind unseres Wissens bisher nicht von der Regierung anerkannt und bestätigt worden.

Ein kleiner Irrthum findet sich in dem Jahresbericht der Handelskammer zu Loth. In einem Bericht über die Porzellanfabrikation heißt es in demselben: „Das Jahr 1887 begann in gedrückter Stimmung durch den von den westlichen Nachbarn in Szene gesetzten französischen Kriegszwischenfall.“ — Ein Schwundel war es allerdings. Aber nicht die westlichen Nachbarn“ haben ihn in Szene gesetzt, sondern die auch in Loth heimischen Kartellbrüder.

In den Wahlen zum württembergischen Landtage, die am 19. Dezember d. J. bevorstehen, werden sich die Sozialdemokraten betheiligen. Das „Schw. Wobl.“ richtet folgende Aufforderung an die Arbeiter Württembergs: „In jedem Oberamt, wo denkende, sich ihrer Klassenlage bewusste Arbeiter vorhanden sind, muß ein eigener Kandidat aufgestellt werden, denn für einen Kandidaten der gegnerischen Parteien zu stimmen, wäre Verrath an den Prinzipien der Arbeiterpartei. Mag auch im Dezember das Abstimmungsergebnis in den „guten Städten“ oder Oberämtern ausfallen wie es will, gleichviel — die Arbeiter haben jetzt noch genügend Zeit zur Wahlorganisation und Agitation, und da belanlich zum württembergischen Landtag das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung für jeden Württemberger, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, besteht, so müssen auch die Arbeiter Württembergs zeigen, daß sie verstehen, ihre Interessen wahrzunehmen, und daß sie auf dem Plage sind, wenn es gilt, ihre Stimme für das gute Recht zu erheben. Darum, sofort ans Werk! Wir wünschen unsern Genossen in Württemberg den besten Erfolg.“

Weisse Schürzen. Dem „Schw. Wobl.“ wird aus Göppingen gemeldet: „Nicht nur sonderbar, sondern spekulativ ist unten beschriebener Einfall der Firma W. Rosenthal u. Co. dahier. Die Leiter besagter Firma verlangten nämlich kürzlich von ihren Arbeiterinnen, daß sie bei der Arbeit weisse Schürzen zu tragen haben, welche die Firma zu M. 2.50 selbst liefert. Man kann sich denken, daß die Herren Rosenthal bei der großen Zahl Arbeiterinnen keine schlechten Geschäfte gemacht haben, und bei dem starken Wechsel in diesem Geschäft auch ferner machen werden, um so mehr, da den Arbeiterinnen bedeutet worden sein soll, wer keine Schürze kauft, wird entlassen! — Es sollen auch in Wirklichkeit bereits einige Arbeiterinnen entlassen worden sein. Wo bleibt da ein gewisser Paragraph der Gewerbeordnung?“

widerte leichtweg der Graf. Es bliebe immerhin ein Mittel, alles gut zu machen. Ich bin der vertraute Freund von Herrn de la Porte, Unterstaatssekretär der Kolonien; wenn wir ihm etliche zwanzigttausend Franken schicken, Sie verstehen das Uebrige. . . . Wenn es nur dies ist! meinte Herr A. schrieb den Brief, und beschwerte ihn selbst mit den zwanzigttausend Franken. Herr v. Neuville, dessen Schrift etwas kräftig ist, septe die Adresse darauf, und da diese nur langsam trodnete, prekte er den Brief in einer Unterloge zwischen zwei Trockenblättern. Er übergab ihn hierauf Herrn A., welcher sorgfältig die fünf vorschrieblichen Siegel ausdrückte und persönlich den Brief der Post eingeschrieben übergab. Am nächsten Tage reiste Herr von Neuville zu einem seiner gewöhnlichen Absteher ab. Drei, vier, acht, zehn Tage verstrichen, ohne daß er wiederkehrte. In Quargla und Malouiah werden die Herren B. und C. immer mehr neue Treiber und Kameele an. Herr A., der in Tanger Zeit übrig hatte, durchstöberte die ihm über Gibraltar und Malaga zukommenden französischen Zeitungen. Er las auch die Einzelheiten der Verhaftung eines berühmten Gauners, dessen außerordentliche Thaten man erzählte. Derselbe hatte namentlich in Bordeaux einen eingeschriebenen Brief von bedeutendem Werth gegen einen gewöhnlichen Briefumschlag vom selben Format und mit Zeitungsausschnitten angefüllt vertauscht. Der Vorgang war außerordentlich einfach; unter dem Vorwande, die frische Tinte der Adresse zwischen zwei Trockenblättern zu trocknen. . . . Herr A. las nicht weiter, er wußte, woran er sich zu halten hatte. Diesmal erstlich und endgiltig bestürzt, besaßte er sich, seine Sendlinge in Quargla und Malouiah zu benachrichtigen, und bat sie, Treiber, Kameele und Angeld im Stiche zu lassen und sich im Café d'Europe in Alger einzufinden. Herr C., immer als Araber verkleidet, hatte eine achtstägige Reise, wovon die Hälfte auf Kameelrücken, zurückgelegt. Und der Graf von Neuville? Er war inzwischen in Havre unter seinem wahren Namen Altmayer verhaftet worden. Die drei Helden B., C. und A. sind in Marseille wohlgeachtete, einflußreiche Persönlichkeiten.

Ein Spasmacher im Grabe. In Währing bei Wien starb kürzlich ein vermöglicher alter Herr, seinen weitverbreiteten Angehörigen sein Hab und Gut vermachend. Das wäre nun nichts Auffallendes, wenn nicht das Testament folgende Klausel enthalten hätte: „Außer den oben angeführten Gütern, beweglichem und unbeweglichem Inventar, hinterlasse ich dem Universalerben 20 000 fl., an einem Orte vergraben, der nur mit und meinem Hunde Fuchsel belannt ist. Mein Neffe braucht nur zu sagen: „Fuchsel such!“ und Fuchsel wird ihn direkt zu dem

Großbritannien.

Ueber das Einkommen der Königin macht der Londoner Korrespondent der „Liverpool Daily Post“ einige interessante Mittheilungen. Sie besteht darnach aus dem sog. konsolidirten Fonds jährlich 385 000 Pfund. Privatim besitzt die Königin außerdem 37 372 Acres Land, welche ihr eine jährliche Rente von 20 733 Pfund abwerfen. Das Gut Claremont, welches sie auf den Rath Lord Salisbury's vor einigen Jahren für die Summe von 78 000 Pfund ankaufte, hat jetzt einen Werth von 150 000 Pfund. Außerdem besitzt die Königin Grundbesitz in Koburg und die Villa Hohenlohe in Baden-Baden. Was das persönliche Vermögen der Königin ferner angeht, so vermachte ihr Sir James Camden Reid im Jahre 1852 eine Viertel Million Pfund Sterling und das von Prinz-Gemahl Albert hinterlassene Vermögen wird auf 600 000 Pfund geschätzt. Die „Daily Post“ billigt daher in Anbetracht dieser der Königin zur Verfügung stehenden großen Mittel den Plan nicht, die Spanage des Prinzen von Wales zu erhöhen.

Ein eben veröffentlichtes Blaubuch enthält das Ergebnis der Untersuchung des Ausschusses des Oberhauses über das im Ostende Londons herrschende Ausbeute- (sweating) System. Die Ansichten der Zeugen gehen über dasselbe auseinander. Arnold White, welcher in einem patend geschriebenen Buche das Elend der Armen Londons beschrieben hat, meinte, ein Schweizer (sweater) sei Jeder, der die Arbeiter auspreßt. Ein anderer Zeuge fand das Eigenthümliche des Systems darin, daß es weder auf Kapital, noch auf Geschicklichkeit, noch auf Spekulation beruhe und dennoch Gewinn abwerfe. Lewis Lyons glaubt, daß der Schweizer eine Person ist, welche eine Untereintheilung der Arbeit vornimmt zu seinem eigenen privaten Nutzen, womit natürlich eine Anlage gegen die ganze moderne Produktion erhoben wäre. Die „Daily News“ kommen endlich zu der Definition, daß Schweizen die gewissenlose Anwendung unangesehener Arbeitskräfte zu den allerniedrigsten Marktpreisen sei, womit meistens, obgleich nicht immer, die Methode der Austerkontrakte verbunden sei. Besonders Interesse nehmen in dem Blaubuch die Aussagen des Hrn. Beatrice Potter in Anspruch, die, um aus eigener Anschauung das schreckliche Ausbeutesystem kennen zu lernen, wochenlang in den allerelmschsten Schweizerwerkstätten als Näherin gearbeitet hat. Die schlimmsten Erscheinungen kommen nach Hrn. Potter in den Fällen vor, wo überhaupt gar kein Kontraktverhältnis besteht. In einer der Werkstätten, wo Hrn. Potter arbeitete, wurden wöchentlich etwa 80 Herren des Jm. Arbeiterlohn von 1 Sh. bis 2 Sh. fertiggeliefert. Ein Mädchen bekam 2 Sh. die Woche mit Wohnung und Essen.

Frankreich.

In Frankreich ist die Affaire Gilly jetzt bis in den Ministerrath gekommen, indem derselbe sich am Sonnabend mit der Sache beschäftigt hat. Herr Gilly hat nämlich dem Premier einen Brief geschrieben, in welchem er die Thatfachen aufzählt, durch die er sich zu der Behauptung, es seien im Budgetauschuß zwanzig Wilsons, für ermächtigt hielt. Der Premier stellte nun seinen Kollegen das Schreiben mit. Gleichzeitig verläutet, Rouvier, der Vorsitzende des Budgetauschusses, habe im Gespräch mit einigen Journalisten seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Premier in seiner Eigenschaft als Minister des Innern nicht schon den Abgeordneten Gilly von seinem Amte als Bürgermeister der Stadt Nîmes abgesetzt habe. Man mag die Art und Weise, wie Gilly seine schweren Anklagen vorgebracht und bis jetzt vertreten hat, durchaus ungehörig finden, aber eine solche Maßregel, wie sie Rouvier von Floquet erwortet haben soll, würde denn doch sehr befremdlich erscheinen. Gilly hat auf der Versammlung in Nîmes nicht als Bürgermeister von Nîmes, sondern als republikanischer Abgeordneter, nicht als Untergeordneter Floquets, sondern als Kollege desselben gesprochen; ihn deshalb im Verwaltungswege maßregeln, hieße nicht blos die Redefreiheit, sondern im Besonderen die parlamentarische Aufsichtspflicht, die Herr Gilly auszuüben behauptet, verfürken, ja es schiene damit Floquet gegenüber Gilly für die Redlichkeit und Tadellosigkeit aller 33 Budgetauschussmitglieder einzutreten. Dies zu thun, fällt der Herr Floquet gewiß nicht ein, zumal manche Ausschussmitglieder selbst, u. A. Andrieux, deutlich genug zu verstehen gegeben haben, daß wohl einer oder der andere in ihrer Mitte sich Blößen gegeben haben möge. Dies genügt schon, damit sich der Premier in dem Streit zwischen Gilly und dem Ausschusse vorerst partellös verhalte. Die rotherrschende Empfindung, die man in der Regierungsmie in den parlamentarischen Kreisen hegt, wird durch folgende Bemerkung des vom Abg. Emil Broffe geleiteten „Clairon des Pyrénées orientales“ ausgedrückt: „Der Fall des Herrn Wilson, welcher, vergessen wir es nicht, zweimal Obmann des Budgetauschusses war, ist ziemlich dazu angethan, uns mißtrauisch zu machen. Man braucht übrigens nicht sehr geliehen zu sein, um zu erathen, daß der Budgetauschuß nur deshalb sich geweiheit hat, an Herrn Gilly einen gemeinsamen Brief zu richten, weil unter der Zahl der Mitglieder sich etliche Blößenstellen befinden müßten und weil keiner der übrigen Lust hat, seine Unterschrift neben die jener Persönlichkeiten zu setzen. Jeder für sich! In einem Hotel hatten die Reisenden nicht für einander. In einem

Schaf hinführen.“ Dem Universalerden erging es nun wie seinen Vorgängern in der Fabel, die nach dem Schafe im Weinberge gruben. Er grub nicht eben, aber die Geschichte mit dem Hunde machte ihm den Kopf nicht weniger heiß, als wenn er mit Schaufel und Spitzhacke hätte graben müssen. Fuchsel parirte nämlich dem neuen Herrn nicht, sondern beantwortete jeden Befehl: „Fuchsel such!“ damit, daß er den Befehlenden — in die Wade biß. Nun, um 20 000 fl. läßt man sich schon etwas gefallen, und der Erde ließ sich thatfächlich auch viel gefallen. Zahllose Bißte hatte er schon erhalten, als er endlich, nach acht qualvollen Tagen, zu der Erkenntnis kam, der Unsel habe sich in seinen alten Tagen noch einen schlechten Biß erlaubt. Dieser Erkenntnis ist er heute noch, denn Fuchsel beißt noch immer, und die 20 000 fl. sind noch immer nicht gefunden.

Auf der Alm, da giebt's ha Sünd! Ein Wiener, der den Sommer über am Sommering seine Wohnung genommen hatte, machte von dort aus Fußwanderungen ins Gebirge und wurde eines Abends bei Mitternacht von der Dunkelheit überrascht. Er entschloß sich daher, bei einem ihm seit Jahren bekannten bayerischen Grundbesitzer zu übernachten. Dem Gast wurde eine Stube zugewiesen und ein hochgehämmertes Bett lud ihn bald zu erquickendem Schlafe ein. Er mochte eine Stunde etwa geschlafen haben, als er plötzlich durch ein Geräusch am Fenster aus seinen Träumen gestört wurde. Stimmen wurden laut — Männerstimmen, die offenbar nichts Gutes vor hatten, denn eine dieser Stimmen rief im beschlenden Tone: „Fenster auf!“ Dem Wiener wurde unheimlich, er sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, und das um so rascher, als nun schon kräftige Häufte an das Fenster zu klopfen begannen. Das konnten nur Räuber sein! Die erröte Bastarde des Gastes malte sich die schrecklichsten Dinge aus, sie wurde aber nicht gar zu lange auf die Probe gestellt — auch der Bauer war erwacht und, mit einem herzhafsten Fluch sein Fenster öffnend, rief er der „Räuberbande“ da draußen die Worte zu: „Des soakische Quab'n, schauts nüt, daß widerkommits, heut' giebt's loa Fensterln net.“ Die Verliebten entfernten sich auf Fuchselweisung und der Wiener, der nun erst aus dem Munde seines Gassfreundes erfuhr, daß er die Nacht im Zimmer der „Dinn“ verbringe, legte sich beruhigt wieder zu Bette.

Aus Kunst und Leben.

Ein Glanzstück Altmayers. Aus Marseille berichtet man: Vor 5 bis 6 Wochen kam in Marseille ein vollendeter Gentleman an, der Graf von Neuville. Von sehr elegantem und einnehmendem Aussehen, durch hervorragende und sympathische Umgangsformen ausgezeichnet, befreundete er sich bald mit hervorragenden Persönlichkeiten unserer Börde, besonders mit zwei Maltern C. und B. Der Graf zeigte in allem das Uebri eines Weltmannes. Er war sehr viel gereist, hatte auf seinen Reisen viel von Menschen und Dingen gesehen und auch das Mittel entdeckt, die fabelhaftesten Mengen Getreide von Marokko nach Algerien zu schaffen, ohne den berüchtigten Kartellgangszoll von 5 Franken zu entrichten. Mit ein tüchtiger Malter C., lebhaft von der Frage interessiert, verlangten Auseinander-Setzungen, welche der Graf sich bereit, ihnen zu geben. Die Herren B. und C., gebildet von den Manieren ihres neuen Bekannten und vielleicht mehr noch von den verlockenden goldenen Aussichten des Geschäftes, trugen die Angelegenheiten Herrn A. vom Hause A. u. R. hier vor. Rasch für das Unternehmen gewonnen, bot der Herr A. seine Kasse und seine Person an und reiste in der Gesellschaft des Grafen und der Herren C. und B. nach Tanger ab. In Tanger vertheilte Herr von Neuville die Rollen. Herr C., der in Quargla in Mitte der Wüste und nahe der Grenze seine Thätigkeit zu entwickeln hatte, mußte arabische Tracht anlegen. Herr B. wurde nach Malouiah gegenüber den spanischen Inseln Chatarines, einige Stunden von der Meeresküste gelegen, geschickt und mußte sich in einen von der marokkanischen Städte umkleiden. C. und B. hatten die Aufgabe, Kameeltreiber anzuwerben und ihnen das nöthige Kapital zu bezahlen, um mit ihren Thieren auf das erste Zeichen zur Abreise bereit zu stehen. Herr von Neuville und Herr A. blieben allein in Tanger zurück, der Graf machte Absicher nach dem Innern und blieb manamal mehrere Tage aus. Alles ging vortreflich von statten, Verträge wurden geschlossen, die Nachrichten von Quargla und Malouiah waren vorzüglich. B. und C. hatten so viele Kameele, daß sie deren hätten verkaufen können. Eines Abends lehrte der Graf von seiner Expedition zurück und antwortete auf eine Frage des Herrn A., daß er in Besorgnis sei, die Ueberwachung an der Grenze möge verdoppelt sein, er befürchte, man habe in Paris oder Alger von der Sache Wind bekommen. Diable! ruft Herr A. bestürzt aus, in diesem Falle wäre ja alles verloren. Ja und nein, er-

Budgetausschüsse ebensowenig. Man hat allgemein das Gefühl, daß uns etwas verheimlicht wird!"

Eine Friedensrede hat der französische Minister des Aeußern, Goblet, am Sonntag anlässlich der Enthüllung eines Denkmals des Kapitäns Vogel auf dem Kirchhofe zu Amiens gehalten. Vogel fiel 1870 bei der Verteidigung der Zitadelle von Amiens. Goblet sagte einem Wolffschen Telegramm zufolge, daß lediglich die inneren Zwiespalte es seien, welche die Schwäche Frankreichs ausmachen und es verhindern, den Rang wieder zurück zu erobern, welcher ihm gebühre. "Wenn wir uns ernsthaft um die Fahne des Vaterlandes und um die Regierung schaaren, welche uns zu schützen vermag, so wird Frankreich von neuem groß und mächtig in der Welt sein, ohne zu den Waffen Zuflucht nehmen zu müssen." Goblet schloß seine Rede: "Wir sind nicht gekommen, um hier Worte des Hasses und der Rache auszusprechen, sondern nur pietätvoll eines Helden des Vaterlandes zu gedenken und blicken mit fester Zuversicht in die Zukunft."

Belgien.

Ausländische Sozialisten aus Belgien fernzuhalten, ist augenblicklich das eifrigste Bestreben der belgischen Regierung. Der holländische Sozialist und Deputierte Domela Nieuwenhuis hatte um die Ermächtigung ersucht, die sozialistischen Genossenschaftsgenossen in Gent festzusetzen zu dürfen. Das Ministerium hat ihm indeß nicht gestattet, belgischen Boden zu betreten. Nur so konnte Belgien gerettet werden.

Rußland.

Nach einer Meldung aus Kasan hat das Kriegsgericht 17 zum Tode verurtheilt. Nach einer Meldung aus Kasan hat das Kriegsgericht 17 zum Tode verurtheilt. Nach einer Meldung aus Kasan hat das Kriegsgericht 17 zum Tode verurtheilt.

Balkanländer.

Das amtliche Blatt veröffentlicht einen von sämtlichen rumänischen Ministern unterzeichneten Aufruf an die Wähler, in welchem das Programm der Regierung auseinandergesetzt wird.

Asien.

Nach den aus doppelter Quelle, nämlich aus Petersburg wie London, vorliegenden neuesten Nachrichten über Afghanistan bleibt zunächst das gestern verbreitete Gerücht, der Emir Abdurhaman sei plötzlich verstorben (krank liegt derselbe schon lange darnieder), undesätigt. Aus Petersburg (via Taschkent) wird vielmehr ausdrücklich berichtet, der Emir sei noch am Leben und befinde sich in Kabul, d. i. in der jetzigen Hauptstadt Afghanistans, welche der englisch-indischen Grenze (bei Bishapur) zunächst liegt. Was den Fortgang des Aufstandes Ibal-Khans anlangt, so stimmen die russischen und englischen Meldungen, wie gewöhnlich, nicht überein. Sicher erhellt aber auch aus den letzten Nachrichten, daß der Aufstand fortbesteht und sehr ernsten Charakters ist, während ihn

die Engländer vor 14 Tagen schon für so gut wie überwunden und erloschen erklärten. Bezeichnend ist ferner, daß die englischen Berichte aus Simla (indische Grenze), welche auf einen vom 19. d. M. datirten Brief des Emirs zurückgehen, von den Engländern in Indien selbst stark in Zweifel gezogen werden. Es sollen danach die Truppen des Emirs 30 englische Meilen vor Heibal stehen, wo man bekanntlich die Entscheidungsschlacht erwartet, auch hätten sich die dortigen Häuptlinge dem Emir bereits unterworfen. Neuer sind die russischen Meldungen aus Taschkent. Danach befindet sich Ibal Khan unweit Balkh, d. i. nordwestlich von Heibal, unweit der an russisch-Asien grenzenden Provinz Badakshan, also ganz im Bereich der Turkmene, welche jetzt noch zu Afghanistan gehören, aber mit den von Rußland unterworfenen Turkmeneinstämmen ethnographisch und geographisch ein Ganzes bilden und weder von England noch von Afghanistan etwas wissen wollen. Auf sie stützt sich der Aufstand Ibal's. Der Sohn Ibal's rückt nach dieser russischen Quelle von dort langsam mit Truppen gegen Kabul vor, während von letzterer Stadt der Sohn Abdurhaman's mit Heeresmacht den Aufständischen entgegenzieht. Es wäre demnach ein baldiger entscheidender Zusammenstoß zunächst der Söhne der beiden sich belämpfenden Häupter bald zu erwarten. Immer deutlicher spürt man jedenfalls in Nordafghanistan wie auch in Tibet die Hand des zentralasiatischen Rußlands, welche bei einem etwaigen Mißerfolge (der aber nicht zu erwarten steht) stets, wenn es erwünscht erscheint, von dem amtlichen Petersburger Rußland in Abrede gestellt oder verlügnet werden kann.

Theater.

Mittwoch, den 26. September.
Opernhaus: No. 1 und 2. Vortrag.
Schauspielhaus (im Wallner-Theater): Die Jäger.
Festung-Theater: Freund Feig.
Deutsches Theater: Die Journalisten.
Goldschmidt-Theater: Der Wälschler.
Residenz-Theater: Decorat.
Victoria-Theater: Mathias Sandorf.
Schauspielhaus: Drei Paar Schuhe.
Central-Theater: Die Schmetterlinge.
Joseph-Ernst-Theater: Die drei Grazien.
Sauermann's Varietés: Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia-Theater: Spezialitäten-Vorstellung.
Theater der Reichshallen: Spezialitäten-Vorstellung.

Berliner Theater.

Mittwoch, den 26. September:
"Demetrius".
Tragödie in 5 Akten von Friedrich von Schiller und Heinrich Laube.
Donnerstag, den 27. September:
"Alse".
Schauspiel in 5 Akten von Hans Olden.
Parade 1. u. 2. R. — 10 R.
Kaiser-Panorama.
1. Wanderung durch Paris.
Letzte Woche: Aufbahrung und Erhebung Kaiser Wilhelms.
Bertha-Keise. 400 Aufnahmen.
Entrée 2. u. 3. R. Kind nur 10 Pf. Abonn.

Interessen-Verein der Kistenmacher.

Sonnabend, den 29. Septbr. Anf. 9 Uhr, in Jordan's Lokal, Neue Grünstr. 28:
Mitglieder-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Erwählung der ausgetretenen Vorstandsmitglieder. 2. Verschiedenes und Ausgabe der Billets zum Stiftungsfeste, welches am Sonnabend, den 6. Oktober, in Fiedig's Lokal, Gr. Frankfurterstr. 27/28, stattfindet.
Die Mitgliedsarten werden nur vom Kassirer ausgegeben.
Der Vorstand.

Kgl. Preuss. 179. Lotterie.

Ziehung 1. Kl. am 2. und 3. October er
Antheillose 1/2 M. 6,25, 1/4 M. 3,25, 1/8 M. 1,75, 1/16 M. 1 empf. u. versendet
D. Lewin, Berlin C., Spandauerbrücke 16.
Gleicher Preis für alle Klassen.
Planmäßige Gewinn-Auszahlung.
Prospecte gratis und franco.

Rohrtabak!

A. Goldschmidt
vom 2. October ab
Am Spandauer Brücke 6
am Hackeschen Markt.
Für Arbeiter!

Gute elegante Herren- und Knaben-garderobe, in großer Auswahl, gute getr. Hosen von 2 R. an.
D. Sommerfeld, Drantienstr. 199.

Teppiche

zu billigen Preisen!
Wir verkaufen unser Teppich-Lager aus und verkaufen gewöhnliche, haltbare Teppiche für 4, 5 u. 6 R., große Tapestry-Blüsch-Teppiche für 12, 15 u. 18 R.

Tischdecken

Manilla-Tischdecken mit Franzen 2, 2,50 R.
Bunte Tischdecken mit Schnur und Quasten 3, 3,50 bis 5 R., Gobelins-Tischdecken mit Schnur und Quasten 5 u. 6 R.

Gardinen,

weiße Zwirn-Gardinen, reines Fabrikat, Meter 45, 50 u. 60 Pfg. Englische Tüll-Gardinen auf beiden Seiten eingefast, Meter 50, 60, 75 Pfg. u. 1 R. Einzelne abgepaßte Fenster 3,50, 4-6 R. Hübsche Manilla-Gardinen, Meter 40 u. 50 Pfg.

Sielmann & Rosenberg

Kommandantenstrasse
Ecke Lindenstrasse.

Königl. Preuss. Klassen-Lotterie.

Ziehung 1. Klasse am 2. und 3. October 1888.
Originals gegen Depotschein 1/2 50, 1/4 25, 1/8 12,50 Mark.
Antheile: 1/2 6,25, 1/4 3,25, 1/8 1,75, 1/16 1 Mark.
empfehlen die Glückskollekte von
1. Geschäft: M. Meyer, 2. Geschäft: 575
Koppenstraße 66. Petersenstr. 28.

Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin

von Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung. [568]

Fussboden-Glasur-Lack-Farbe
Acht wie brillante Farbe! Und in so kurzer Zeit getrocknet.
In das ist Suter'sche Fussboden-Glasur-Lack-Farbe und kostet nur 75 Pf. das Pfund.
Trocknet in 4-5 Stunden hart und glänzend, macht das Überlackieren überflüssig. Das unangenehme Kleben ist vollständig ausgeschlossen. Nasse Witterung hat keinen Einfluss auf meine Farbe. Aufträge führe nur gegen vorherige Einzahlung des Betrages oder gegen Nachnahme aus. Preis à Pfund 75 Pfennige.
R. J. Suter,
Berlin N.,
Zionskirchstr. No. 44.
Kastanien-Allee No. 60.
Für Berlin von 5 Uhr an frei ins Haus.
Telephon-Amt III. Nr. 8521.

Geschäfts-Aufgabe.

Abverkauf von Möbeln
Abraham, Spandauerstr. 123. [679]

Gr. Möbel-Ausverkauf

wegen Aufgabe des Geschäfts
Kausler Platz 3 bei Ertel. [681]

Soeben erschien:
Die französische Revolution.
Von W. Blos.
Hef 4.
Preis 20 Pfg.
Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.
Wiederverkäufern Rabatt.

Wo speisen Sie?
In der alten pommerischen Küche, Drantienstr. 181, Hofparterre, bei Klein! Frühst. 30 Pf., Mittagstisch m. Bier 50 Pf., Abendstisch von 80-60 Pf. nach Auswahl.
Bettfedern
Erstes Geschäft: Andreasstr. 58
Zweites Geschäft: Grüner Weg und Markstrassen-Ecke.
Carl Henze
Größtes und ältestes Geschäft hier selbst.
Reelle Bedienung. Billigste Preise.

Einzelne Sopha-Bezüge!!
in Rijs, Damast und Fantasiestoffen für die Hälfte!
Fabrik Lager Emil Lefèvre, Oranienstr. 188. [603]

Prenkische Lotterie.

1/2 5,75, 1/4 3,00, 1/8 1,50, 1/16 75 Pf. per Klasse. Zu haben Oranienburgerstraße 42 im Bigaretten-Geschäft. [457]

Arbeitsmarkt.

Ein tüchtiger Drechsler auf Bauarbeit wird verlangt Adlersbühlstraße 14. [700]
Junge Mädchen, welche Posamentierarbeit erlernen wollen, verlangt Meizer, Sebastianstr. 76. [701]

Der Arbeitsnachweis

der Klavierarbeiter befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Pfister. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt. [408]

Die Arbeitsvermittlungskommission

Schlafstelle zu vermieten (Bettstr. 61, v. 1 Tr. links. [699])
Empfehle meine Casserei, Spiegel- u. Bildereinrahmung. Verkauf von 6 appenbildern, Cassale und Mars in Del- und Schwarzdruck, 3. Hebel. Neu: Cassale und Basenleuer, Präsidenten des Allgem. deutsch. Arbeiter-Vereins. [688]

Karl Scholz,
Wangelstraße 32, Eingang vom Flur.

American-Theater.

Direktion A. Reiff.
Wallnertheaterstrasse Nr. 15.
Mittwoch, den 26. September:
Zum 20. Male:
Die Weisheit Salomonsky's.
Berliner Lokalpöffen-Pantomime von A. Anger. Musik arrangirt von A. Thiele.
1. Bild: Die Renommistunde bei Haase.
2. Bild: In der Academy of music.
3. Bild: Bei Mutter Bignatelli im Cour-saal.
4. Bild: Berlin um Mitternacht.
5. Bild: Vor'm Schöffengericht.
Neu einstudirt:
Tausend und eine Nacht.
Operette von W. Köhler. Musik von A. Thiele. Auftreten der drei Geschwister Desjardes, des Instrumentalisten Herrn Krüger, des Mimikers Kriokl und des Herrn Martin Bendig.
Anfang 7 1/2 Uhr. Entrée 50 Pf., Parterre 1 R., Balkon 1,25 und 1,50 R., Parquet 1,50 R., Sperrstg 2 R., Loge 2 R., Balkonloge 3 R. Billet-Vorverkauf
Vormittags 11-1 Uhr an der Kasse.

Birkus G. Schumann.

(Im früheren Birkus Krenbier.)
Friedrich-Karl-Str. — Ecke Karlstraße.
Mittwoch, den 26. September, Abends 7 1/2 Uhr:
Gr. Extra-Vorstellung.
Besonders hervorzuheben: Springfahrtschule, dressirt und geritten von Hrn. Ernst Schumann. Rococo-Quadrille, geritten von 12 Damen. Troubadour, arab. Schimmelhengst, in der hohen Schule geritten von Hrn. Martha. Auftreten des vorzögl. Jockey-Reiters Hr. Job Hodzini, des Saltomortal Reiters Hr. Arnold Dickson. Spring-Entrée sämtlicher Clowns. 4 Kapphengste, in Freiheit vorgeführt von Hrn. Max Schumann. Der Matrose im Schiffsruch, Scene 3. Pferde, v. Hr. Baptist Schreiber. Haffor, arab. Schimmelhengst, vorgeführt v. Hrn. Ernst Schumann u. c.
Donnerstag, d. 27. Septbr., Abds. 7 1/2 Uhr:
Gr. Vorstellung.
Hochachtungsvoll
G. Schumann, Direktor.

Königstädtisches Theater.

Alexanderstr. 40 — Kurzestr. 6.
Stadt- und Pferdebahnverbindungen nach allen Richtungen der Stadt.
Mittwoch und folgende Tage:
Zum 7. Male:

Der Rattenfänger von Hameln.

Phantastisches Volksstück mit Gesang in 8 Bildern von Gustav Braun, Musik von Hübler-Troms. Raffeneröffnung 8 1/2 Uhr. Anfang 7 1/2 Uhr. Hons haben Gültigkeit.
Alles Nähere die Anschlagtafeln.

Der Rattenfänger von Hameln.

Donnerstag und folgende Tage:
Der Rattenfänger von Hameln.
Echten Nordhäuser,
Peter 80 Pf., im Restaurant von Emil Böhl, Frankfurter Allee 74. [323]

Die Tropfsteinhöhle bei Baar.

Ungefähr drei Viertelstunden von Baar, dem industriellen, größten Dorfe Buge, im schluchtenreichen, malerischen Lortzthal liegt das Wirtshaus „zur Hölle“, in dessen Nähe die schaffende Natur ein Wunder zu Stande brachte, das seinesgleichen in der Schweiz nicht findet. Wir meinen die Tropfsteinhöhle, die zwar an Größe den berühmtesten Höhlen Deutschlands, der Nuggendorfer, Gailentraubler- und Dedenhöhle nachsteht, aber hinsichtlich Schönheit und Mannigfaltigkeit der Kalkunterbildungen kaum hinter ihnen zurückstehen dürfte.

Noch kennen eigentlich Wenige diese herrliche Tropfsteinhöhle, die 1862 von Dr. Schmid entdeckt und nur allmählich erschlossen wurde. Erst vor drei Jahren wurden die Durchgänge von dem einen Grottenraum in den andern erweitert, wurde das Wasser des Höhlensees tiefer gelegt und zum größten Teil zum Abfluss gezwungen. Verschiedene Partien der Stalaktitenhöhle sind erst seit kurzer Zeit zugänglich, und die Höhle selbst ist mit dem Wirtshause erst vor einem Jahre eröffnet worden.

Ungemein interessant sind die geologischen Verhältnisse der Gegend: Wir haben hier einen von der fleißigen Vorze geschaffenen Einschnitt ins Diluvium vor uns, wie er größer und charakteristischer nur selten in unserem Lande getroffen wird. Sind es doch wohl 250 Meter vom Niveau an, in dem die Vorze steht, bis zum Gipfel der grünen Höhen hinauf, und haben wir doch drei, streng genommen vier durch ungeheure Zeiträume sich erstreckende Bildungen, die uns in diesem Profile entgegen treten. Zwei gewaltige, einst weit in die heute von Fruchtbarkeit und Segen tiefenden Thäler sich hinaus erstreckende Gletscher haben hier mächtige Ablagerungen gebildet. Es sind die Ablagerungen des alten Unt- und Neugletschers, die sich unsern Augen in Form mächtiger Moränen darstellen. Auf der östlichen, mit den großen Tuffbildungen versehenen Seite haben wir von dem alten Untgletscher herstammendes Material, auf der andern Seite der Schlucht das in die gleichen Abschnitte geordnete des einstigen Neugletschers. Wir sehen an der östlichen Wand in die Höhe und erblicken zu oberst ungegliedertes Material der Obermoräne, der zweiten Eiszeit. Darunter folgt eine 150 Meter mächtige, zur Kugelkugl verformte, geschichtete Riesablagung der Eise, welche während eines Abchnittes der Eiszeit in der Richtung über Menzingen gegen die Neuz hin floß; sie entspricht der interglazialen Zeit. Unter ihr findet man einen gelblichen, plastischen, zähen Lehm, der die Grundmoräne der ersten Eiszeit darstellt, und darunter liegt die Molasse.

Drüben in der Restauration zur „Hölle“ kann man unter Linden und stets umfangen von dem Rauschen des hier unmittelbar vorbeistreichenden Edlilbaches beim Glase Wein alle diese alten Verhältnisse bequem noch einmal sich vergegenwärtigen und sich in die ungeheuren Zeiträume versetzen, da die kalten, lebensfeindlichen Eisströme hier ihre aus den Gebirgen gebrachte Gesteinsmassen absetzten und die Wasser der damals anders gearteten Eise ihr Transportmaterial in ein mächtiges Delta hinführen, in welches seither die Vorze die tiefe Schlucht eingetriben hat.

An der großen östlichen Schluchtwand sind nun die mächtigen Tuffbildungen angelegt, in denen sich die Wundergrotte befindet. Sie bilden einen etwa 70 Fuß hohen Wall, der oben mit Büumen und Sträuchern geschmückt ist und fast den Eindruck des Imposanten hervorbringt. Die Bildung der Höhle ist von den in Kalkgebirgen ausgewaschenen Grotten verschieden. Die tuffbildenden Quellen stammen aus der Riesablagung der Eise; die Höhle selbst ist aber nur eine große Röhre in der Ausbildung mächtiger Tuffsteinlager. Die Wasser fließen den Abhang hinunter und bilden eine Tuffwand, dann fließen sie darüber hinaus und liegen dazwischen Höhlenräumen, in denen sich nun durch das herabsinkende, mit kohlensaurem Kalle gesättigte Wasser die prächtigen Stalaktiten bilden.

Wir wandern mit einer hellleuchtenden Lampe versehen in die Unterwelt und sehen uns gleich inmitten einer geräumigen, reichgeschmückten Halle, von deren Decken und Seitenwänden die Stalaktiten der mannigfaltigsten Formen und Dimensionen herabhängen. Der Reichtum ist ein überraschender, die Art der Gruppierung eine neue, wohin immer sich das Auge wenden mag. Bald stellt sie sich uns in der tabellarischen Ordnung dar, bald finden wir die Gebilde in eigenartig phantastischer Stellung und folgen der Natur auf allen Spuren ihrer Laune zu allen möglichen Formschöpfungen. Ein imposantes Portal führt uns in die zweite Halle, deren Eingang unsere Phantasie von einer Riesenschildekröte und einem Delfin besetzt glaubt. In tausend und aber tausend Lebensformen stellt sich uns das Leben der todtageliebten anorganischen Natur dar; die Einbildungskraft deutet sich Verhältnisse aller möglichen Gestalten und findet in den Bildungen Anlässe an das Unbegreifliche des Gesehenen. Es wäre unmöglich, die Formen dieser Bildungen vergleichend zu benennen; mit den täuschend nachgeahmten Thier- und Pflanzengestalten wechseln solche ab, die aus Künstlerhand hervorgegangen zu sein scheinen. Jeder Besucher vergleicht die Bildungen mit etwas Neuem und Jeder, der sie erschöpft zu haben glaubt, steht bei neuer Betrachtung wieder etwas anderes. In einer Halle meint man, in der Höhe einen alten, nachdenklich ansehenden Mann zu erblicken, dann kommen Ritter, Adlerritter, Elefantensöpfe, Thierkrieger, ganze Heerschaaren, Orgeln und Gardinen, letztere in der herrlichsten Anordnung. An einer Stelle präsentirt sich uns eine Tropfsteinhöhle, deren Tournüre selbst von den auf der Höhe der Höhle stehenden Schönen kaum größer gewünscht würde. Es sei uns erlaubt, auf die Bildung einiger dieser Formen etwas näher einzugehen.

Was den Ritter anbelangt, so stellt sich uns diese Kalkunterbildung dar als einen Stalaktiten, der sich in der Gegend der Ritterbeine verzweigt und unten mit einem vom Boden heraufwachsenden Stalagmiten zusammenwächst. Es entstehen durch solche Vereinigungen die eigentümlichsten Formen. Man kann den Vorgang in dem Auge verfolgen: der von oben herunterdringende, in der Mitte hohle Stalaktit zeigt an seinem Ende ein Wassertröpfchen, das einmal auf das von unten heraufwachsende Brudersäulen des Höhlenbodens fällt und im Laufe der Zeit oben und unten so viel Material anlagert, daß endlich die Kopulation erfolgt. Sehr häufig sieht man am Kopfe der Stalagmiten eine Tropfsteinbildung: der Stalaktitentropfen fiel hier herab und das Wasser spritzte in Kugelform an die Stellen, wodurch der Stalagmit sich immer mehr verbreiterte und mit dem Längewachstum zu wackelte, bis der brüderliche schlanke Stalaktit ihn endlich erreichte und mit ihm eine dauernde Verbindung einging. Die Stalagmiten sind nicht in der Höhle, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern liegen auf dem Boden, wo sie durch die Entwicklung des kleinen Kalkes entstehen. Wenn wir uns aber mit der Entwicklung und Reife beschäftigen, so wollen wir uns das Wachstum und die Reife der Tropfsteindame doch auch etwas genauer ansehen. Sie ist ein Stalagmit und dieses erreicht in der Grottenbildung

einer lähr:n Tournüre seine ganze stolze Größe. Die Tournüre erhöhte und verbreiterte sich durch die herabsinkenden Tropfen eines strebsamen Stalaktiten, und es wird in der Tropfsteinhöhle bei Baar einmal eine Zeit kommen, in welcher er den Nothheil der Come für immer geerntet haben wird. Drohend hängt er über ihr und ist ihr schon bedenklich nahe. Die Gardinen endlich, die wir in mancher Halle in ganzen Reihen angeordnet finden, gewähren ein gar reizendes Bild. Ihre Bildung erklärt sich dadurch, daß das langsam herabsinkende Wasser von den Wänden der Höhle angezogen wurde und nun längs der Wand hinabrannte, immer Kall ausscheidend, bis endlich durch die nachfolgende Flüssigkeit die Tropfen zu schwer wurden und, in senkrechter Richtung hinabstrebend, die Vorsprünge hervorbrachten, welche den Breitenheil der Gardine bilden.

Die Farben der Tropfsteine sind oft blendend weiß, in der Mehrzahl der Fälle jedoch gelblichbraun. Sehr häufig findet man Partien, in denen ganze Moosflächen versteinert sind. An den Außenwänden der Sinterbildungen sind Auscheidungen von feinem oder größern Krystallbildungen von Calcit häufig zu erkennen. Die Farbenkontraste in der Grotte sind nicht auffallend; ich muß aber bemerken, daß das von der Seite der durch ein vergittertes Höhlenfenster zu gewissen Tagesstunden auf die Sinterbildungen der mittlern Halle fallende Sonnenlicht einen Farbenschein hervorbringt, der durch seine sanfte Bläue zauberlich wirkt.

Man erblickt in der Höhle deutlich die Linie, in deren Höhe das Wasser des einstigen Höhlensees stand, und findet die Sinterformen über und unter derselben ganz verschieden ausgebildet. In dieser Hinsicht zeigt die Höhle die wunderbarsten Kontraste. Wenn nämlich die röhrenartigen Stalaktiten von oben herab in das Wasser des Höhlensees wuchsen, so kam die mit kohlensaurem Kall vollständig gesättigte Flüssigkeit in eine Lösung von weit geringerer Konzentration; die Wassertheile schwebten nach der Seite und setzten vom Niveau des Sees an breite, traubig-lugelige Massen an, welche in der Höhle alle Uebergänge von der zartesten, feinsten Rosette bis zu den kolossalsten Agglomerationen zeigen.

Von besonderem Interesse sind die Quellenarbeiten, die über der Tuffwand in der Höhe in Form großer, durch den Nagelstufels des alten Sibdelta's getriebener Stollen sichtbar werden. Der Wasserdruck dieser Gegend ist überhaupt ein fast unerträglich hoher. Ueberall glänzen am Abhange die weißen, auf braungelben Tuff gelegten Wasserbänder, und man sieht vor seinen Augen verschiedene Gräser und Moosarten sich mit Kall überziehen und in den Zustand der Versteinigung übergehen. Ein gewaltiges, etwa 200 Meter langes Tunnel ist in den Felsen eingebauen und schneidet zahlreiche Wasseradern im Bergabhang an. Das Wasser springt in großer Fülle über der wasserundurchlässigen Lehmdecke der Grundmoräne heraus und wurde schon in solcher Menge an den Tag gezogen, daß der Spinneret Baar, welche die Arbeiten ausführen läßt, der Ertrag von 4000 Litern in der Minute geschätzt ist. Wenn die Quellenarbeiten vollendet sind, wird sich der Ertrag noch bedeutend steigern lassen.

Der neben der Tropfsteinhöhle „zur Hölle“ gebrochene Tuffstein wird als Baumaterial verwendet und zugleich bei der Papierfabrikation in Cham benützt. Die in der Nähe des Tuffes vorkommenden Tropfsteine werden vielfach zur Ausschmückung von Gärten und zur Anlage von künstlichen Grotten gelaugt.

Kommunales.

Tagesordnung für die Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung am Donnerstag, den 27. September d. J., Nachmittags 5 Uhr. Vorlage, betreffend den Verlauf einer zur ehemaligen Thumstraße gehörigen Wegestrecke an den Eisenbahnstus und die Festsetzung von Baukostenlinien für die Straße 29 b. — Desgl., betreffend die Vollenzung der Erweiterungsbauten der städtischen Wasserwerke zur Tegel und Charlottenburg, sowie des Baues der Wasserhebelstation auf dem Tempelhofer Berge. — Desgl., betreffend die Einziehung von Steuern. — Antrag von Mitgliedern der Versammlung betreffend die Einziehung einer gemischten Deputation zur Prüfung der neuen Bauordnung hinsichtlich etwaiger begründeter Beschwerden über dieselbe und deren Abhilfe. — Desgl., betreffend die Verbreiterung der Parochialstraße zwischen Waisen- und Klosterstraße. — Desgl., betreffend den Kostenanschlag für die dreifache Gemeindefchule in der Gräfestraße. — Desgl., betreffend die Ausführung der Hauptkassette an den Gebäuden des Hospitals und des Kirchenhauses an der Prenzlauer Allee. — Desgl., betreffend die Neupflasterung der Straße 17, Abtheilung VIII des Bebauungsplans, von der Pörlberger bis zur Rathenowerstraße. — Desgl., betreffend den Ablauf der Wahlzeit von 3 Bürgerdeputierten bei der Deputation für öffentliche Gesundheitspflege. — Um 6 Uhr findet eine gemeinschaftliche Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung statt behufs Wahl eines Mitgliedes für den Bezirksausschuß.

Lokales.

Wieder sind die Tage gekommen, da ganze Wagenparks die Straße sperren, da die Dielen unserer Wohnungen unter schweren Männertritten ächzen und wir die Treppen nur noch mit Lebensgefahr auf- und absteigen können: der große Umzug mit all seinen Schrecken hat begonnen. Umzug — fürchterlich für den, der selber zieht, wie für diejenigen, die nur mittelnde Zuschauer sind. Tagelang ein Klopfen und Hämmern, Schieben und Schurren ringsum, bis Alles in die Kisten und Kisten, die von guten Bekannten gedorgten Wackelkörbe verpackt ist. Und kaum sind die alten Hausgenossen fortgezogen, an deren Eigenheiten wir uns allmähig gewöhnt hatten, so daß wir zu der Ueberzeugung gelangt waren, sie seien noch lange nicht die schlechtesten Nachbarn, so ziehen schon die neuen ein, und wir fühlen uns wie von einer unbekanntem Gefahr bedroht. Nehmlich geht es ja auch den Ziehenden selbst. Die Mängel der alten Wohnung waren ihnen nur zu gut bewußt und doch hatten sie dieselben ertragen müssen, ja sich schließlch mit Humor dazugefunden, und jetzt stehen sie wieder vor dem dunklen Unbekannten, das manches Mißbehagen in seinem Schoße bergen kann. Gewiß, die neue Wohnung entspricht äußerlich viel besser den Bedürfnissen und Anforderungen als die alte, aber wer kann wissen, was für fragwürdige Unbequemlichkeiten sich hinter der glatten Außenseite verbergen: müßigende Damen oben und unten, angehende Violinvirtuosin, todende Kinder, die mit dem Dreirad durch die Zimmer raffen, spät pölkulrende Väter, Brüder und Söhne, die gern noch Nachts eine kleine Stubenpromenade machen und über unserm Lager mit wüthigem Krallen die Stiefel von ihren schweren Füßen schleudern. Ach, der Schrecknisse, die einen unversehens treffen können, sind zu viele, als sie auch nur anzudeuten wären, und wenn man auch den schönsten Willen hat, sich in die Eigenheiten der Ueber-

Untermöher zu schicken, um jeden Preis Nergerniß zu vermeiden — ach, wie recht hat der edle Wilhelm Tell: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“ Indem man sich dergleichen Fährlichkeiten nur ausmalt, kann einen bittere Reue über die Kündigung oder die Verweigerung des erhöhten Mietzinses überkommen, und wie viele Unzüge unterblieben wohl, wenn der einmal im Verdruß gethane Schritt rückgängig machen ließe. Noch immer besteht in gewissem Sinne das alte Wort zu Recht: Dreimal umgezogen ist einmal abverbrannt. Das bezieht sich freilich nicht bloß auf die Umzugsverluste und die Umzugskosten, sondern mehr noch auf die Neuanschaffungen, die jeder Wohnungswechsel mit sich bringt. Wie oft ersehen es uns im alten Domizil, als habe sich bei uns der Möbel und Geräthe im Laufe der Zeit viel zu viel angehäuft, und doch will Alles für die neue Wohnung nicht ausreichen, und dieses oder jenes Stück paßt gar nicht hinein. So behauptet wenigstens die Hausfrau, und mag sich der unverständige Gatte auch noch so sehr gegen die neue Ausgabe sträuben, seine schönere Hälfte weiß ihm doch das Erlebte abzuschemeln oder, je nach der Behandlung, die er verdient, abzutrotzen. Mit einem Gemisch von Mitleid, Neugier und Schadenfreude sehen die am Plage verbleibenden Umwohner dem Schauspiel des Aus- und Einziehens zu. So ein Umzug entschleierte die tiefsten Geheimnisse des Haushaltes, und aus den Geräthen, die Stück für Stück auf die Straße geschleppt werden und manchmal stundenlang der öffentlichen Beschäftigung preisgegeben sind, zieht man Schlüsse auf die Eigenthümer und deren Charakter. „Das prunkt aller Orten in Sammt und Seide einher.“ kann man in so einem Nachruhe für scheidende Nachbarn hören, „und hat eine so armfällige Einrichtung — ja, alles nur für den äußeren Schein!“ Und über eine neu einziehende Familie heißt es: „Alle Wetter, das ist solide, das ist vornehm, das müssen ordentliche und gut sturzte Leute sein!“ Wie überall, so kann auch hier der flüchtige Anschein täuschen, und oft mag so ein abgenutzter, vom Zahn der Zeit benagter, von mühevollen Kinderhänden verümmelter Hausrath mehr Glück einschließen, als die prunkvollste Einrichtung in tadelloser Reinheit. Mit wahrer Angst kann man manchmal zusehen, wie zwanglos mit den herrlichen Stücken umgegangen wird, wie hier ein kostbares Delgemälde hart neben den ruhigen Bejen des Rauchfangkehrers an die Wand lehnt, ob ruhm zwei schöne Statuen friedlich bei einander. Es ist als ein wahres Wunder zu betrachten, daß in den meisten Fällen alles glücklich abgeht, daß der Olymp und die sonstigen in Stein und Thon verewigten Gröhen in dem neuen Heim mit heilen Gliedmaßen anlangen. Ja, es soll sogar vorkommen, daß sie deren nach der Ueberstebelung mehr aufweisen als vorher. So wird wenigstens von einem Künstler erzählt, der den Widerwärtigkeiten des Umzuges durch eine kleine Reise entflohen war und bei der Rückkehr dadurch überrascht wurde, daß ihm seine Venus von Milo freundlich die Hände entgegenstreckte. Der kluge Vetter des Umzuges hatte nämlich gemeint, das Bildwerk sei durch Ungeschick seiner Leute verstimmt worden, von denen es natürlich wieder keiner gewesen sein wollte, und hatte schnell, um dem Schadenersatz zu entgehen, der hehren Göttin ein Paar neue Arme angestippen lassen.

Der Verkehr am Potsdamerthor erfährt eine so außerordentlich schnelle Steigerung, daß das Durcheinander daselbst anfängt, unheimlich zu werden. Auf den einen Platz münden sechs Straßen: die Königsgräber vom Süden, die Straße von der Anfahrtsseite des Potsdamer Bahnhofes, die Potsdamerstraße, Belleouevestraße, Königsgräberstraße vom Norden und die Leipzigerstraße. Von jeder dieser Richtungen fahren die Wagen nach jeder dieser Richtungen, Pferdebahnwagen in endloser Zahl, Omnibusse, Lastwagen, Droschken, Equipagen. Es ist ein gewaltiges Durcheinander, ein Chaos, in welches keine ordnende Hand eingreift, in welchem der große Mittelperron allein wie eine rettende Insel erscheint. An schönen Tagen ist es in der Mittagsstunde und an den Nachmittagen eine Aufgabe, die große Umficht erfordert, wenn man zu Zweit oder Dritt über diesen Platz weg will, denn die größeren Wagen verdecken die kleineren, welche unglücklich aufstauen und bei denen jede Berechnung aufhört, weil sie sich nicht auf vorgeschriebenen Geleisen bewegen, wie die Pferdebahnen. Nicht allein wer den Platz kreuzen muß, sondern auch wer auch nur eine kurze Zeit diesem Hasten, Aengstigen, Stürzen zusehen will, wird verdröht. Und, wie schon gesagt, das wilde Treiben nimmt von Woche zu Woche zu. Immer mehr wächst die Stadt nach Westen, immer größer wird der Eisenbahnverkehr und alles, was vom Westen kommt und zum Westen führt, nimmt seinen Weg über das Potsdamer Thor. Manches wird der Durchbruch der Zimmerstraße bessern, aber wenige Jahre noch und was dort abgelenkt wird, wird sich am Potsdamer Thor durch die natürliche Zunahme des Verkehrs wieder ersehen.

Es liegt auf der Hand, daß an dieser Stelle vollständig Wandel wird geschaffen werden müssen. Und da eine Verminderung des Verkehrs niemals zu erwarten ist, so wird es darauf ankommen, ihn zu reguliren. Und da wird man sich darüber keinen falschen Hoffnungen hingeben dürfen, etwa mit halben Maßregeln dauernd besser zu können. Noch mehr Mittelperrons oder Schwystreifen würden die Bild-Jackwege, welche die Wagen machen müssen, noch vermehren. In der That ist gar nicht abzulehnen, wie der Verkehr hier anders als durch ein vollständig umwälzendes Mittel geordnet werden kann. Als ein solches erscheint nach reiflicher Ueberlegung nur das folgende möglich: die beiden Thorgebäude werden lastirt. Von der Stelle zwischen ihnen bis zur Leipzigerstraße 1, also der ganze Weg zwischen den Gartenflächen wird für den Wagenverkehr ebenfalls lastirt. Der gesammte Wagenverkehr aber wird um den Platz herumgeleitet, alles, was vom Potsdamer Thor kommt, fährt um die Südseite, was nach dem Potsdamer Thor will, um die Nordseite des Platzes. Eine Anordnung wie die vorgeschlagene wäre nicht neu. Am Brandenburger Thor ist der Wagenverkehr in zwei bestimmte Ströme geleitet, am Belleallianceplatz wird er um das Rondel herumgeleitet. Es liegt auf der Hand, wie sich nach dem vorstehenden der Vorschlag der Platz und der Verkehr gestalten würde. Von dem großen Inselperron, der jetzt in der Mitte des Potsdamer Platzes ist und nach ihm könnte man, ohne einem Wagen zu begegnen, nach und von der Leipzigerstraße aus nach dem Plage vor der Postischen Konditorei gelangen. Von hier aus aber sind immer nur schmale Dämme zu überschreiten. Für Fußgänger bleibt der Weg derselbe, wie bisher. Der gewonnene Damm aber kann ebenso wie am Belle-Allianceplatz den Kindern zum Spielen überlassen werden und würde dadurch einem Bedürfnisse entgegenkommen, das ein sehr lebendiges ist. Im ganzen würde der Leipzigerplatz dann etwa in seiner Verkehrsregelung dem Belle-Allianceplatz gleichen, wo trotz der gewaltigen Zahl von Wagen und der Hunderttausende von Personen selten ein Anlaß zur Klage ist. Als Material zur Lösung einer auf die Dauer doch unaufschiebbaren Aufgabe seien vorstehende Erwägungen unterbreitet.

Die ethnographische Bedeutung der Spiele. Im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte finden wir einen Vortrag aus- sichtlich mitgeteilt, den Richard Andree kürzlich im anthropolo- gischen Verein zu Leipzig gehalten hat und der interessante Aufschlüsse über die Spiele in ihrer ethnographischen Bedeutung. Versucht man, die Ausbreitung der Spiele geographisch zu umgrenzen, so findet man oft in räumlich getrennten Ge- bieten eine gleiche Art der Anwendung, während einige Spiele sich wieder über große zusammenhängende Ländermassen ver- folgen lassen. In vielen Fällen ist vielleicht auf einen Zusam- menhang oder gemeinsamen Ursprung zurückzugehen, in anderen vielleicht eine selbstständige Entstehung anzunehmen. Ueberall bildete die Klappe das erste Spielzeug des Kindes. Wir finden sie bei vielen Naturvölkern und können sie in der vorgeschicht- lichen Zeit nachweisen, so im Pfahlbau Mödingen, in den Luffger Gräbern, in Troja. Dann treten die nachahmenden Spiele auf, die mit wenigen Ausnahmen in Bezug auf die Vor- bereitung der Juugend einen praktischen Werth haben. Oft wird eine bestimmte Wiederholungsfolge eingehalten, nach welcher die einzelnen Spiele nach der Jahreszeit überall wiederkehren. Ueberall sind die Puppen ein Spielzeug der Mädchen. Schon die alten Ägypter hatten Götterpuppen, in den römi- schen Katakomben fand man eisenerne Puppen, Sardes in Kleinasien spielte einst in der Puppenfabrikation dieselbe Rolle, wie heute Nürnberg und Sonneberg. Der Islam ver- bietet bekanntlich die körperliche Nachbildung, konnte aber die Verwendung von Puppen nicht verhindern. Auch in den peruanischen Gräbern wurden Puppen aufgefunden. Von ethno- graphischer Bedeutung ist es, wenn die Puppe an die Stelle eines gestorbenen Kindes tritt, wie bei den Ojibwä. Hier herrscht die Vorstellung, daß das Kind lange Zeit für die Reise in die Region der Seligen braucht und statt seiner wird dann von der Mutter eine Puppe gehegt und gepflegt. Ähnliches finden wir bei den Kapodlern. Das Spiel mit den Schnell- kugeln oder Kugeln (Killer, Marbel, Schußeln) ist über den ganzen Orient verbreitet, und Bogge erzählt davon aus Zentralafrika. Der Kiesel wurde von Schliemann in Jlics ge- funden; heute ist er sowohl in Asien als auch in Amerika be- kannt. Auch die Knallbüchse und das Blindenbühnen (schon im alten Griechenland bekannt) haben eine weite Verbreitung. Der Drachen ist bei uns erst seit 300 Jahren bekannt. Seine größte Verbreitung hat er in den ostasiatischen Ländern. In China kommt er in vielerlei Gestalten vor und spielt bei den Volks- festen eine große Rolle. Man kennt ihn in Japan und Hinter- indien, wo Stoffe über ein Bambusgerüst gezogen werden und durch Palmrippen eine Art Weolshaut hergestellt wird. Von hier geht dann die Verbreitung der Drachen nach Neuseeland, wo die Maori das Gespinnst des Neusee- landfisches dazu benutzten, und nach den Derwentinseln. Die Fadenfiguren (das Abheben der Fäden von den Fingern) be- obachteten Kutschak und Hall bei den Eskimos, Wallace als „Ragenwiege (at's erado) bei den Dajalen auf Borneo sowie in Neu-Guinea. Dieses Figurenspiel kennt man in Australien, und Buchner sah es auf den Fidjuiseln. Hieran schließen sich die sinnstärkenden Spiele ähnlich dem Morra, die in Australien, auf Samoa, Tonga, in China und Ägypten beobachtet wurden. Zu den körperlichen Spielen gehört das Laufen auf Stielen, das in den Ländern in Südfrankreich durch die Boden- verhältnisse geboten wird. In China ist es bei den Ver- führungen der Gaukler zu hoher Ausbildung gelangt, und man findet es auf Tahiti und den Marquesas-Inseln, wo Stelzen- wettlaufen auf glattem Steinboden geübt wird. Das deutet auf eine spezifisch ostasiatische Entwicklung. Die besonders in England ausgebildeten Ballspiele stammen meist aus dem Orient. Große Verbreitung haben die Brettspiele (Schach, Dame, Mühle u. s. w.). Döller fand sie auf den Kapverden und dem gegenüberliegenden Festlande, wo nach gewissen Regeln gefärbte Balmkerne in die Brettgruben gelegt wurden. Man findet sie bei den Fulbe und den Mandingo Africas, aber nicht bei Völkern niedrigerer Bildung. Im Sundareise werden sie wie- der beobachtet, am Madise heißen sie Uti, bei den Suaheli Bau, bei den Nam-Nam und in Rubien Mangala; sie sind also über den größten Theil von Afrika verbreitet. In Arabien waren sie längst bekannt, Niebuhr beschreibt sie aus den Cuphrallandschaften, Petermann aus Kleinasien.

Berlin in Petroleumbeleuchtung. Unter dieser Ueberschrift bringt der „Oekonomist“ folgenden Artikel: Wer die Verhältnisse über die elektrische Straßenbeleuchtung in Berlin und speziell „Unter den Linden“ gesehen hat, mußte in hohem Grade erstaunt sein, als er durch eine kürzlich veröffentlichte Notiz Kenntniß erhielt von dem gewaltigen Petroleum-Konsum der Stadtgemeinde Berlin. Auch uns erschien dieser Konsum so überraschend hoch, daß wir uns eingehend mit dem „Warum“ beschäftigt haben, und da finden wir zu einem Resultat gekommen, welches verdient, das Nachdenken der Einwohner unserer Haupt- stadt anzuregen. Durch unsere Nachforschung hat sich nämlich ergeben, daß Berliner Straßen, welche schon seit Jahrzehnten als öffentliche Straßen gelten, noch heute mit Petroleum erleuchtet sind! Die Bewohner solcher Straßen zahlen aber dieselben Steuern, wie die Glühlichter, denen schon elektrisches Licht leuchtet. Nun kann man sagen, daß, wenn die Straßen nur überhaupt hinreichend erleuchtet sind, die Stadtverwaltung sich bezüglich der Art und Weise keine Vorschriften machen lassen könne, sondern das Bedürfnis entscheiden lassen müsse, und wir gestehen zu, daß — sofern der Sicherheit des Verkehrs genügt wird — eine bessere Beleuchtung nur als Annehm- lichkeit zu betrachten ist. Bei Gelegenheit der Erforschung der Straßen, welche sich noch mit Petroleum begnügen müssen, sind wir aber auch auf die Kanalisationsfrage gestoßen und hierbei kommen andere Gesichtspunkte in Betracht. Straßen, welche seit Menschenalters zu den öffentlichen zählen, entbehren immer noch dieser für Gesundheit und Leben aller Einwohner so wichtigen Einrichtung. Ganz neue Straßen, kaum 5 und 6 Jahre existierend, sind bereits der Kanalisation angeschlossen, und wenn die Adjazenten in den älteren, noch nicht kanalisirten Straßen Neubauten errichten wollen, so haben sie die größten Schwierigkeiten, überhaupt die Baugenehmigung zu bekommen; im günstigen Falle müssen sie auf ihre Kosten eine provisorische Entwässerung einrichten, für dieselbe Unterhaltungskosten deponieren und außerdem Kautions für die definitive Kanalisation hinterlegen. — Also 1) entbehren sie der Wohlthat der Kanali- sation (was für die ganze Stadt bedeutungsvoll ist) und 2) sind sie in hohem Maße verunreinigt. — Das ist nicht gleiches Recht für alle! Einen Ausweg hierin herbeizuführen, müßte nach unserm Billigkeitsgefühl die hervorragendste Sorge der Verwaltung der Stadt Berlin sein.

Ueber die Reichshauptstadt Berlin veröffentlicht Dr. W. Deumer-Düfeldorf im „Ausland“ eine statistische Studie, der die nachstehenden Daten entnommen sind. In dem Reichsschnitte von 1880—1887 hat Berlin jährlich um 38 500 Einwohner zugenommen; die Einwohnerzahl beträgt zur Zeit 1 413 000 Seelen. Daß unter diesen die wirtschaftlich schwachen Existenzen vorherrschen, zeigt zunächst die Thatsache, daß nicht weniger als 63 pCt. der gesammten Einwohnerschaft, nämlich über 843 000 Personen, von der Klassensteuer gänzlich befreit sind. Darunter befinden sich 212 000 Personen, welche nicht das befürwortbare Mindesteinkommen von 420 Mark erreichen und 5 0 000 zur ersten und zweiten Stufe der Klassensteuer Bezugs- lagte. Die übrigen sind Militärpersonen, Anhaber des eisernen Kreuzes u. Klassensteuerpflichtig sind 376 000 Einwohner, während 110 775 der Klassensteuer Einkommensteuer unterliegen. Die Gesamtsumme der wirklich abgeführten Klassensteuer be- trägt in Berlin 3 109 680 Mark. In der höchsten Stufe der Klassensteuer (2700 bis 3000 Mark Einkommen) sind 4904 Per- sonen; ein Einkommen von 6000 bis 7200 Mark beziehen noch 3028 Einwohner, 14 000 Mark noch 1047 Personen, 21 000 Mark noch 498 Personen, 25 000 Mark noch 537 Personen,

bis 28 800 Mark noch 376, bis 32 400 Mark noch 278, bis 36 000 Mark noch 250 Personen. Ein Einkommen bis zu 42 000 Mark ver- steuern bloß 195, bis zu 48 000 Mark 203, bis zu 54 000 Mark 127, bis zu 60 000 Mark 112, bis zu 72 000 Mark 86, bis zu 84 000 Mark 71, bis zu 108 000 Mark 46. Auf den nachfolgenden Stufen mit 120 000, 144 000, 168 000, 204 000 Mark halten sich noch 36 bezw. 30, 23, 29. Die weiter aufwärts steigenden Einkommen- steuerstufen bieten nur noch Zahlen, die man nach Einern, nicht mehr nach Zehnern, ansugeben hat. In der baulichen Ent- wicklung Berlins hat das Jahr 1887 einen großen Fortschritt aufzuweisen; die Zahl der bebauten Grundstücke stieg von 19 595 auf 19 987, also um 393 (gegen 210 in 1886 und 244 in 1885). Die Zahl der freibändigen Aufstellungen von be- bauten und ungebauten Grundstücken wird für 1887 auf 2900 geschätzt (für 1886 auf 2900, für 1885 auf 1900); die letzte amtlich ermittelte Biffer 1884 war 2093. Zwangsverläufe haben stark abgenommen; es fanden 76 statt, 58 in bebauten Grund- stücken, 9 in Rohbauten und 9 in Baustellen. Der Umfang der Bauleistungen hebt daraus hervor, daß jährlich ungefähr fünf- hundert Millionen Stück Ziegelsteine in Berlin Verwendung finden. „Veider muß bemerkt werden,“ sagt der Verfasser, „daß durch die Neubauten weniger für die Wohnungsbedürfnisse kleinerer und mittlerer Leute, als für Prachtgebäude, große und reiche Geschäftsräume, sowie wohlausgestattete und theuere Privat- wohnungen gesorgt worden ist.“ Die Wasserversorgung Berlins bezeichnet Dr. A. im Gegensatz zu der von Paris als eine sehr ausreichende und hygienisch befriedigende. Die beiden Wasser- werke können der Stadt täglich 172 000 Kubikmeter zuführen, wobei noch eine angemessene Reserve bleibt. Durch ein drittes Werk am Müggelsee soll diese Biffer auf 334 000 erhöht, also verdoppelt werden. Nicht minder vortrefflich sind die Beleuch- tungsverhältnisse. Trotz einer Entwicklung der elektrischen Be- leuchtung, wie keine andere Stadt Europas sie aufweist, hat sich infolge des vermehrten Lichtbedürfnisses auch der Gasverbrauch im Jahre 1887 noch gesteigert. Berlin hat im Jahre 1886 bis 1887 nicht weniger als 81 274 000 Kubikmeter Gas verbraucht (gegen 77 826 000 im Jahre 1885 86). Davon entfielen auf die öffentliche Beleuchtung 10 596 865 Kubikmeter.

Unsere Reichsbanknoten werden selbstverständlich in Berlin, der Metropole Deutschlands, angefertigt; aber Wenige, selbst wenn sie noch so oft die verschiedenen Scheine in ihren Fingern gehalten haben, werden wissen, auf welche Weise und an welchem Orte die Herstellung derselben erfolgt. Die Geburts- stätte des deutschen Papiergeldes ist die Reichsdruckerei in der Dorotheenstr. 1, jener Bausteinbau, an welchem gewiß schon ein Jeder vorübergegangen ist, welcher in Berlin seinen Wohnsitz hat. Die verhältnismäßig geringe Ausdehnung der Vorderfront trägt dazu bei, daß man diesem Hause nicht die große Aufmerk- samkeit zuwendet, welche es eigentlich verdient. Um so mächtiger ist die Tiefe dieses Grundstücks, das vier Höfe in sich aufnimmt, welche in den zwei Stockwerken der dieselben umfassenden Ge- bäude nebst Keller und Dachgeschos eine benutzbare Bodenfläche von nicht weniger als 10 650 Quadratmetern ausmachen. Hier werden die Wertpapiere des gesammten Deutschen Reiches, soweit sie unter der Kontrolle derselben stehen und von ihm ver- ausgibt werden, hergestellt; also nicht allein die verschiedenen Reichsbanknoten, sondern auch die Briefmarken und Postkarten, kurz ein jedes Wertzeichen von der winzigsten Stempelmarke bis zu den werthvollen Banknoten, von denen jeder von uns eine Brieftasche voll gepackt haben möchte.

Dieses wichtige Etablissement untersteht dem Ressort des Staatssekretärs Dr. Stephan. Das Personal umfaßt etwa 800 Arbeiter. Dazu kommt noch eine beträchtliche Anzahl an Ver- waltungs- und technischen Beamten. Ueberall bähmen die Maschinen und leucht der Dampf, um das Material zu be- wältigen, welches in Verwendung kommt. Buch- und Kupfer- druckpressen haben die meiste Arbeit zu erledigen, wozu sich noch über zweihundert der verschiedensten Hilfsmaschinen gesellen. Denn man kann sich denken, daß beinahe sämtliche Zweige der Graphik hier vertreten sein müssen: Buchdruck, Steindruck, Kupferdruck, Kupferlichtdruck, Galvanoplastik und Stereotypie. In Bezug auf Heizung, Beleuchtung und Ventilation sind die neuesten Erfindungen der betreffenden Wissenschaften ver- wendet — wie das nicht allein selbstverständlich, sondern sogar notwendig ist bei einem Etablissement, das über solche Mittel verfügt und den Ränken des Bodens zu bieten hat, wo sie sich tummeln und weiter entwickeln sollen. Welche Leistungsfähig- keit diese Reichsdruckerei besitzt, geht daraus hervor, daß sie an Postkarten allein täglich 400 000 Stück herzustellen hat.

Uns interessiert vor allem natürlich, wie jene werthvollen Papiere entstehen, welche durch das Ansehen des Staates, welcher sie vorausgibt, dieselbe Bedeutung im Verkehr und Handel besitzen, wie die aus glühendem Edelmetall hergestellten Gold- und Silbermünzen. Daß man sorgsam und vorsichtig dabei zu Werke geben muß, leuchtet jedem ein. Schon die Prüfung des Papiers, welches etwa in Verwendung zu kommen hat, erfordert eine große Umsicht und Vertraulichkeit mit dem Material. Sehr wichtig ist natürlich auch die Arbeit der Kupferstecher, welche damit betraut sind, die Platten für die verschiedenen Mark- scheine herzustellen. Viele Monate sind nöthig, um nur eine einzige derselben fertig zu machen. Während dieser Zeit liegen die Kupferstecher hinter großen Rahmen, welche mit weissem Seidenpapier überspannt sind, damit sie das für ihre mühsame Arbeit notwendige gedämpfte Licht erhalten. Das Auge ist mit der Lupe bewaffnet, die sichere Hand führt den schäblichen Stichel, welcher die wichtigen Zeichen und Gebilde in die Platte einzugraviren hat. Die fertige Platte wandert dann in strengen Gewahrsam, bis die Zeit kommt, wo man ihrer bedarf.

Nachdem galvanisch vervielfältigt sind wir sie darauf als Druckplatte für acht Kassensteine im Kupferdruckanale wieder. Die fertigen Bogen werden in einem Raume des Bodengeschosses zum Trocknen ausgehängt. An Gestellen, welche vom Fußboden bis zur Decke reichen, befinden sich hier die werthvollen Papiere. Nachdem sie trocken geworden, werden sie in die einzelnen Scheine zerschnitten. Nachher folgt ein geheimnißvolles Verfahren, welches den Zweck hat, die photographische Nachbildung der Scheine unmöglich zu machen. Von hier wandern sie in das Bureau der Staats- schuldverwaltung, wo vermittelst einer Maschine der Ausdruck der Unterschriften erfolgt, indem ein geschickt erdennener Mechanis- mus gleichzeitig auch die laufenden Nummern aufträgt. Nun erst sind diese Scheine G. l. d. geworden, vollkommen fertig, in den Verkehr zu gelangen und bei dem Umsatz als Werth zu gelten. Daß in der Reichsdruckerei bei der Herstellung so wichtiger Erzeugnisse nur vollkommen unbescholtene Personen, welche Anrecht auf das weitgehendste Vertrauen besitzen, verwendet werden können, braucht kaum erst gesagt zu werden. Dazu kommen noch Vorichtsmaßregeln aller Art. So dürfen während der Rittagszeit die mit der Herstellung der Kassen- scheine beschäftigten Arbeiter das Etablissement nicht verlassen. In der Nähe der Arbeitsräume sind infolge einer sehr ge- schickten Veranordnung des Dampfes Kochvorrichtungen angebracht, wo man sich das mitgebrachte Essen nicht nur bequem wärmen, sondern auch neuere vollständig herstellen kann. Auf diese Weise ist den Arbeitern die Gelegenheit benommen, auch nur die geringste Anwendung von Unredlichkeit in sich aufkommen zu lassen.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Eisenbahn in Preußen, in dessen Zeit wir uns augenblicklich befinden, ruft allerhand interessante Erinnerungen in das Gedächtniß zurück, welche mit jenem Ereigniß in engstem Zusammenhang stehen. Bekannt sind die Schwierigkeiten, welche von frommen Männern und einflußreichen Nachbarn dieser großartigsten aller modernen Erzeugnisse in den Weg gelegt wurden; aber selbst an Stellen, wo man annehmen darf, daß kein engherziges Vor- urtheil den Fortschritt der Wissenschaft hemmen wollte — selbst dort stieß die Errichtung der Eisenbahnen auf Schwierigkeiten,

welche uns heute in der Wiederherstellung wie ein Märchen klingen. So behauptete Thiers im Jahre 1834 in der fran- zösischen Kammer, die Eisenbahnen seien eine Spielerei, ein kost- spieliger Luxus, an welchem sich kein vernünftiges Staatswesen betheiligen dürfe. Arago, der große Naturforscher, fügte hinzu, daß sie allenfalls für lokale Zwecke genügen dürften, aber für eine Schienenverbindung zwischen Paris und den großen Handels- plätzen werde er nie stimmen; daß sei ein Unding, weil man Güter auf der Eisenbahn niemals werde transportieren können. 2 Jahre später — also 1836 — gab Thiers schon zu, daß man für ganz kurze Strecken Eisenbahnen erbauen könne, „aber,“ sagte er, „wir schätzen das Menschenleben bei dem hohen Grad der Bio- sifikation viel zu hoch, um dasselbe bei dieser Art des Verkehrs auf das Spiel zu setzen.“ Sogar in England, dem Mutterlande dieser Erfindung, wo man sonst alle für Handel und Industrie vortheilhaften Neuerungen zu fördern pflegt, war die öffentliche Meinung den ersten Eisenbahnen alles eher als hold. Die „Times“ schrieben, daß die Projekte von Eisenbahnen, welche zehn, fünfzehn oder gar zwanzig englische Meilen in der Stunde zurücklegen sollen, nur von Personen herrühren könnten, die gar keinen Begriff für solche Schnelligkeit hätten. Grute verlehren die großen englischen Eisenbahnen mit einer Geschwindigkeit von vierzig bis fünfzig englischen Meilen in der Stunde, ohne daß sich darüber ein Mensch auch nur wundert. Und ein andres ebenso einflußreiches wie vornehmeres „wissenschaftliches“ Organ schrieb sogar: „Giebt es etwas Lächerlicheres und Abgeschmack- teres als das Projekt eines Dampfwagens, welcher zweimal so geschwind gehen soll wie unsere Postwagen? Eher ließe sich erwarten, daß man sich in einem Artillerie-Laboratorium mittelst einer Kulete befördern läßt, als durch die Gnade einer Volo- motio, welche doppelt so schnell gehen soll wie unsere berühmten Postwagen.“ Die Nummer, welche dieses charakteristische Urtheil enthält, wird übrigens denn auch als ein Kuriosum im Museum zu London unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Der „Vörs- Cour.“ plaudert aus jener Zeit in folgender Weise:

Das fünfzigjährige Eisenbahn-Jubiläum, welches die Stadt Berlin am Sonnabend in aller Stille beging, ruft so manche Erinnerung aus der Zeit des Dampfes Debüts wach. . . Wir sitzen an dem runden Stammtisch einer alten Berliner Weinstube, an deren Wänden ehrwürdig vergilbte Stabstiche hängen. Eine ruhige Deba lichteit umfängt uns, die sehr wohl- thwendig von dem Lärm der Bierkeulen abhilt. Die Gläser des Weins, die hier aus den gelben und rothgefärbten Flaschen schlüpfen, treiben keinerlei Pöffen; sie sind fast so wohlgeköpft, wie die ründlichen, behäbigen Herren, welche, langsam vordringend, die grünen Rheinweinsche oder die blühenden Bordeaux-Bläser an ihre Lippen führen, und ich glaube beinahe, daß sie Vater- mörder und eine gebülmte Seidenwebe tragen, wie der alte Rentier mir gegenüber. Sein freundlich-rundliches Gesicht, etwas röhlich angestrahlt, taucht hinab in die Papierwogen der „Vörschen Zeitung“ vom Sonntag — man könnte glauben, einem Sonnenuntergang am Ostseestrande beizuwohnen. Rein vis-à-vis klopf mit dem Siegelring ganz leicht an das geleerte Glas. Sofort ist der Kellner mit der Uberschürze zur Stelle, um es von neuem zu füllen. Das geschieht wortlos; er kennt die Lieblingsmarke des Gastes. Der Wein, zumal beim dritten Glase, ist die Bunge. Der Kreis uns gegenüber schmunzelt freundlich über den Rand des Glases und schnüffelt — schnüffelt, wie nur ein alter Weinkenner zu schnüffeln vermag. Wir kommen in's Gespräch und Herr Gegenüber entpuppt sich als ein Stamm- Berliner. Er ist eine leibhaftige, zweibeinige Berliner Chronik, die man nur aufzuschlagen braucht, um etwas Interessantes zu finden. Erinnert er sich doch noch des Tages, wo — es war im Jahre 1826 — in Berlin Unter den Linden zum ersten Male die Gas- laternen brannten. Die braunen Berliner hielten damals die Hände an die aufgestellten Posten — um die Wärme des in den Laternenköpfen flackernden Gases zu spüren. „Ja, wurde er mir nur, wie sie der Del aus der Erde da ruffumpfen können“ — meinte einer der Zuschauer trauernd. „Der ist ja eben der Wit“ — lautete die Erwiderung seines Begleiters. Das Wort ist seitdem in Berlin populär und gebräuchlich geworden. Man kann sich heutzutage schwer eine Vorstellung von der Erregung machen, die in Alt-Berlin zur Zeit der Eisenbahneröffnung herrschte. Wo sich heute der Potsdamer Bahnhof resp. sein Vorplatz erstreckt, befand sich — nach unserem Gewächsmann vom Weinbau — vor fünfzig Jahren das Meyer'sche Lokal, eines der beliebtesten Berlins, in welchem auch der Verein junger Kaufleute, damals „Verein für billigebedürftige Handlungsdienere“ genannt, seine Sitzungen hielt. Der Andrang zu diesem Etablissement, neben welchem die Konditorei von Volzani lag, wurde fast lebens- gefährlich, als die ersten Büge von der leichten Peronnhalle — der Vorgängerin des jetzigen Bahnhofs — hinaus zu dampfen begannen. Ganz Berlin strömte „zu Meyern“, um die Eisen- bahn zu sehen. Man bezahlte fünf Groschen Entree für einen Platz auf der Terrasse im Garten. Jeht volle Groschen aber kostete ein Sig auf einer besonders hohen Brücke, von der aus man einen Ausblick bis beinahe nach Steglitz hin genoss, denn jenseits der Potsdamer Brücke, der damaligen Schaßbrücke, war freies Feld. Die Waggons waren nur eben verdeckt und konnten an den Seiten mit Leinwandvorhängen verhüllt werden, wie unsere jetzigen Sommer-Tramways. Die Passagiere pflegten denn auch zumeist schwarz wie die Reger nach Steglitz respektive nach Potsdam zu kommen. Ein besonderer Sport namentlich für das junge Berlin war es, in Lowries zu fahren, was nur einen Silberprotschen kostete — und im Augenblick der Abfahrt das liebliche Bilden einer Hammelherde nachzuahmen. Abends durften keine Volomotinen verkehren. Man spannte dann Pferde vor die Waggons. Die Eisenbahn beherrschte damals das ganze Berliner Leben. In Gesellschaft wurde es Mode, „Eisenbahn- Polka“ zu tanzen. Einer der Herren ahmte hierbei durch Be- wegen der Oberlippe das Geräusch der Jagdräder nach. „Al! das und noch so manches andere erzählte mir mein vis-à-vis. Dann klopfte der alte, freundliche Herr wieder mit dem Siegelring auf das Glas, bezahlte, gab nach guter, alter Sitte sein Trinkgeld, winkte mir lächelnd zu und — im nächsten Augenblick war das röhlich-rundliche Antlitz der Vatermörder und die blumige Seidenweste, aus deren Tasche ein Petschaft baumelte, aus der Thür.

Die Berliner Schulen und der Segen der lex Huene, das sind zwei anscheinend sehr verschiedene Gegenstände, die sich kaum in einem gemeinsamen Thema behandeln lassen, aber Dank den Entschlienen an der Berliner Stadtverwaltung doch untrennbar verbunden sind. Als der Reichstag die neuen Ge- setze und Reichsliste im Betrage von vielen Millionen bewilligte, da waren die Herren nicht zweifelhaft, daß diese Bülle eine Last seien, die man dem forsumirenden Volke aufzulegen, und es wurde damals bestimmt, daß die Entträge dieser Bülle bis zu einem ge- wissen Betrage vom Reiche den Einzelstaaten zur Entlastung der Steuerzahler überwiesen werden sollten, und in Preußen wurde befondert, einem Antrage des ultramontanen Abg. Frhrn. v. Huene gemäß, ein Gesetz zu Stande gebracht — nach seinem Ueberbe lex Huene genannt — wonach der auf Preußen ent- fallende Betrag an die einzelnen Provinzen nach Verhältnis ihrer Größe vertheilt werden solle. Die Provinz Berlin hat, wie kürz- lich mitgetheilt, auf Grund der lex Huene 974 860 Mark für das Rechnungsjahr 1887 erhalten und dieses hübsche Sümchen dem Schulgrundstüdfonds überwiesen. Nun war aber doch für den Anlauf von Schulgrundstücken längst vorher gefordert und wenn auch die Schuld nicht von 4 Millionen, mit der der Fonds belastet ist, drückend sein mag, so läßt sich doch, wenn man auch mit den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen rechnet, dieser Druck unter Jubelstimmung von Anleihen mildern, die natürlich allmählig getilgt werden müssen, damit die Schuldenlast unseren Nachkommen nicht über den Kopf wächst. Wir können nicht zugeben, daß für die Grundstückerwerbungen zu Schul- zwecken die Entträge nach der lex Huene zu verwenden nöthig gewesen wäre. Wollte man diese Summe der Schule zu Gute kommen lassen, so lag die Dringlichkeit von Geldbewilligungen

auf einem ganz anderen Gebiet. Wir haben erst kürzlich darauf hingewiesen, daß trotz der Schulgeldbefreiung den Eltern schulpflichtiger Kinder in Berlin noch immer eine recht erhebliche Last erwächst aus der Beschaffung von Schulbüchern und sonstigen Lehrmitteln. Wir glauben, daß der Unterricht nur gewinnen kann, wenn diese Bücher von der Schulverwaltung beschafft und den Kindern unentgeltlich überlassen werden. Solche Beschaffung durch die Schulverwaltung stellt sich bedeutend billiger als heute im Einzelverkauf und befreit alle die vielen Klagen, die heute gegen den Schulbuchhandel laut werden. Die Sache fordert um so mehr Beachtung, als andere Gemeinwesen, z. B. in der Schweiz, bereits in dieser Weise vorgegangen sind. Wir erklärten damals, daß sich bei gutem Willen auch die Mittel finden würden und die finanzielle Seite der Frage für ein Gemeinwesen wie Berlin keine Schwierigkeiten bieten könnte. Die Bestätigung dieser unserer Meinung fand sich wenige Tage, nachdem wir dieselbe ausgesprochen. Konnte es eine bessere Gelegenheit zur Verwirklichung unseres Projectes geben, als die Ueberweisungen aus der lex Huene? Anerkannt ist, daß die Korn- und Viehölle besonders schwer auf die arbeitenden und unteren Klassen drücken. Nun war gerade Gelegenheit gegeben, den kinderreichen und deshalb bedürftigsten Arbeiterfamilien eine wesentliche Erleichterung zu schaffen durch Abnahme der Last für die Lehrmittel zum Schulunterricht. Die Vorteile für den Unterricht, für die Schüler und für die Lehrer gingen noch nebenher. Die Herren lezten das hübsche Stimmchen in den Schulgrundrundsitzung! Bald kam eine zweite Gelegenheit, die Mittel zur Ausführung unseres Vorschlages zu erhalten: Die Stadt erbält vom 1. d. F. ab einen jährlichen Staatsbeitrag von 577 850 M. zur Erleichterung der Volksschullasten. Konnte es für Berlin eine bessere Erleichterung der Volksschullasten geben, als die von uns oben vorgeschlagene? — Auch diese Summe veranschlagt der Schulgrundrundsitzung. Nun, wir wissen ja, mit neuen Ideen kommt man bei unserem Hochwohlwollen so leicht nicht durch. Aber wir werden auf die Sache zurückkommen und dann wird den Herren der einzige Einwand, den sie der Forderung entgegenlegen könnten, abgeschnitten sein, der Einwand nämlich, daß man für solche Ausgaben kein Geld habe. Die zur Anschaffung von Schulbüchern und Lehrmitteln für unsere etwa 160 000 Gemeindeschüler erforderliche Summe würde nach unserer Schätzung noch lange nicht den Zehntel aus der Staatskasse zur Erleichterung der Volksschullasten erschöpfen; die Herren bezielten also noch die Zuweisungen aus der lex Huene und auch diese müßten im Interesse der Steuerzahler verwendet werden. Das Verschwinden solcher Zuweisungen in einem großen Kapitalfonds ist in keiner Weise eine Erleichterung der Steuerzahler und wir möchten glauben, daß gegen solche Verwendung der zur Steuererleichterung bestimmten Summen eigentlich die Regierung kraft ihres Aufsichtrechts einschreiten könnte. Selbstverständlich sind wir weit entfernt, für eine solche Maßregel einzutreten, die unserem prinzipiellen Standpunkte widerspricht. Auf das Prinzip der Erleichterung der Schullast aber werden wir immer und immer wieder zurückkommen.

Die Schwärze haben unsere Gegend noch nicht verlassen, obwohl ein ständiger Berichterstatter sie schon zweimal hartnäckig verschwinden ließ. Diese leichtbeweglichen Segler der Lüfte scheinen sich bei uns ganz wohl zu fühlen, denn man sieht sie des Morgens im Thiergarten und an anderen Plätzen in gewohnter Weise den Insekten nachstellen. Auch die Bachstelzen sind eben erst im Begriff abzuziehen. In Tausenden rufen die zierlichen Vögel jetzt an den schilfbedeckten Ufern der Spree, um etappenweise die Reise nach den wärmeren Ländern anzutreten. Die Spree Ufer bieten noch immer ein Bild sommerlicher Frische und es verlohnt sich reichlich der Mühe, bei der vorherrschenden herrlichen Witterung einen Nachmittag in einem am Wasser gelegenen Orte zu verbringen. An den letzten Sonntagen waren die Lokale an der Oberspree gedrängt voll. Auf der Liebesinsel ging es besonders lebhaft zu, weil die lokale Windmühle die Segler veranlaßte, sich auf dem kleinen Eiland ein Rendezvous zu geben. Bis zur Liebesinsel kommen wir immer noch, denkt der passionierte Segler, und mag es auf der Wasserfläche noch so spiegelblank sein, bis dahin wird schließlich der Staken zu Hilfe genommen. Die Insel ist daher an solchen Tagen von einer Flotille kleinerer und größerer Fahrzeuge förmlich bedeckt, deren hunte Wimpeln schlaf herab hängen, während die „schneidigen“ Segler unter dem Schatten grüner Bäume sich der feinemännlichen Unterhaltung hingeben. Allmählig beginnt die Sonne hinter dem Häusermeer Berlins zu versinken; länger und länger werden die Schatten und in undeutlichen Umrisen erscheinen die aus der Ferne herannahenden Boote auf dem Wasser. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergolden die Fenster des Gefängnisses am Rummelsburger See, gleichsam als wollten sie den Gefangenen von der goldenen Freiheit Kunde geben; dann verschwindet das Licht des Tages und die Dunkelheit senkt sich nieder auf Wasser und Land. Die Boote sind bereits dem Lande zugereist; von hüben und drüben schallt zwar noch ein langgezogenes „Oho!“ über das Wasser, bald verstimmt jedoch auch diese Ausrufe; die Bootsfahrer haben ihr Ziel erreicht und das lustige Wasserwischen, die Ruderer und Segler, sind verschwunden. Ringsum herrscht eine feierliche Stille, die nur nur noch von dem Gepolse der Unken und Frösche, die nun die Herrschaft im Wasser führen, unterbrochen wird.

Das Elefantenhäuschen unseres Zoologischen Gartens beherbergt seit einigen Tagen wieder einen afrikanischen Elefanten (*Elephas africanus*). Es ist interessant, nunmehr, da beide Elefantengattungen neben einander sich befinden, die Unter- und die Oberwelt derselben feststellen zu können. Der neue Ankömmling ist in seiner Erscheinung unschöner, der Leib kürzer, aber höher aufgestellt, als bei dem Verwandten (*Elephas indicus*). Sein flacher Kopf mit dem dünnen Büffel und den auffallend großen Ohren, die ausdruckslos geschwungene Rückenlinie, die schmale Brust und die überaus unschönen Beine bilden eine Vereinigung von Merkmalen, welche ihn bestimmt von der asiatischen Gattung unterscheiden. Die Gesichtslinie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der eines Raubvogels. Während der indische Elefant fünfzehnjährige Vorderfüße hat, zeigt der Afrikaner nur vierzehnjährige Vorder- und dreizehnjährige Hinterfüße. Das neu angekaufte Exemplar ist noch sehr jung, etwa 5 Fuß hoch, ungemein lebhaft und possidlich.

Eine neue, sehr verwerfliche Praxis scheint jetzt bei einigen Viehversicherungs-Gesellschaften beliebt zu sein. Das erkrankte Vieh, welches ihnen eingeliefert wird und für das sie die Verkaufsprämie zu zahlen haben, suchen sie zu verkaufen. So wird der „Allg. Reichs-Zeitung“ jetzt wieder aus der Spandauer Gegend gemeldet, daß einem zum Verkauf ausgegebenen Gesellen von dem Vorstand eines Schweineversicherungs-Vereins ein schwarzes Schwein zum Preise von fünfzig Mark verkauft wurde. Der Geselle hat das Schwein um 9 Uhr Abends angenommen, nach 1½ Stunden war es bereits tot. Der betreffende Meister wird nun selbstverständlich den Versicherungsverein verklagen, falls dieser nicht die 50 M. sofort zurückzahlt. Gegen diese Praxis der Versicherungsgesellschaften muß, so oft ein solcher Fall bekannt wird, auf's Schärfste vorgegangen werden. Es ist dies um so leichter, als das Reichsgericht am 2. September ein Erkenntnis gefällt hat, wonach der Verkauf lebender kranker Thiere unter das Nahrungsmittelgesetz fällt, wenn dem Verkäufer bemußt war, daß die Thiere zu menschlicher Nahrung dienen sollen.

Wichtig für Vereine. Dr. Max Baumgart (Bergmannstraße 22) verhandelt in diesen Tagen seinen diesjährigen Prosekt, in welchem er sich zu Vorträgen an den Vereinsabend mit folgenden, die Politik ausschließenden Themen: 1) Das deutsche Kunstwesen im Mittelalter. 2) Das Heirathen in alten und neuen Gesetzen. 3) Das deutsche Märchen, seine Etimologie und erzieherische Bedeutung. 4) Das Studium der deutschen Dichtung als eines der vorzüglichsten nationalen Bil-

dungsmittel. 5) Das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. 6) Ueber Feuerzeuge. 7) Die Sage vom ewigen Juden. 8) Die deutsche Frau im Mittelalter. 9) Der deutsche Wandertrieb im Lichte der Geschichte und im Spiegel der Poesie. 10) Ueber die Hauptgründe, welche alles menschliche Wollen und Handeln bestimmen. 11) Ueber die Idee des ewigen Völkerfriedens. 12) Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern der Erde. 13) Ueber das Vorhersagen von Naturscheinungen. 14) Badewesen und Badetänze der Vergangenheit. 15) Die praktische Kriminaljustizpflege während des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Verhältnisse in Berlin und in der Mark Brandenburg. 16) Friedrich der Große hundert Jahre nach seinem Tode. 17) Vorlesung aus: „Des Wagners E. Chr. Döbel Wanderungen im Morgenlande“. Biographische sowie geschichtliche Thematika u. s. w.

Die unter den Schülern des Joachimsthalschen Gymnasiums ausgebrochene Augenentzündung, welche gestern zur Schließung der Anstalt geführt hat, tritt ungemein ansteckend auf. Der erste Erkrankungsfall war am 12. d. M. in der Untersekunda beobachtet worden, am vorigen Donnerstag waren nur noch 5 Schüler der Klasse zum Unterricht erschienen. Die Krankheit hatte sich außerdem über alle übrigen Klassen ausgebreitet. Allein von den Alumnus befanden sich bereits am Donnerstag 40 in der Krankenabtheilung. Der Unterricht wurde daher zunächst auf 2 Tage ausgesetzt, während dieser Zeit erkrankten noch weitere 20 Alumnus. Am gestrigen Tage waren die Schüler wieder zur Anstalt befohlen; die erschienen waren, wurden von zwei Ärzten untersucht. Leider mußte konstatiert werden, daß unter den vermeintlich Gesunden sich noch 7 befanden, die schon angesteckt waren, ohne daß sie es bisher selbst gewußt hatten. Diesen bedauerlichen Umständen gegenüber entschloß man sich endlich zur vollständigen Schließung. Die Krankheit wird von den zur Untersuchung beordneten Ärzten als Conjunctivitis (Bindehautentzündung) bezeichnet. Die innere Fläche der Augenlider und das Weiße im Auge sind stark geröthet, die Bindehaut speziell ist angeschwollen und sondert reichlich schleimige, eitrige Feuchtigkeit ab. Man glaubt, daß man es bisher nur mit der leichteren, nicht aber mit der hier vorliegenden Form der Augenentzündung zu thun hat. Sollte sich inzwischen die Epidemie heben lassen, so will man in drei Wochen den Unterricht wieder aufnehmen, dann aber nur solche Schüler zulassen, die durch ärztliches Zeugnis ihre Gesundheit nachweisen können.

Der Direktor des Gymnasiums macht folgendes bekannt: Bei der gestern durch Herrn Professor Dr. Horstmann vorgenommenen spezialärztlichen Untersuchung sämtlicher Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums wurde festgestellt, daß bei keinem Schüler egyptische Augenkrankheit (Conjunctivitis granulosa) vorliegt. Es ergab sich dagegen das Vorhandensein eines leichten Bindehautkatarrhs; da dieser in den letzten Wochen in der Anstalt „endemisch“ aufgetreten ist, wurden auf Rath des Arztes schon jetzt die Schüler in die Ferien entlassen.

Der Gendarm, welcher sich an der deutsch-französischen Grenze erschoss, war dem „Anz. f. S.“ zufolge, ein geborner Brandenburger; er stammte aus dem Dorfe Wandorf im Kreise Osthavelland, wo seine Eltern und Geschwister sowie seine Braut wohnhaft sind. Von allen diesen hat er in einem Briefe, der bei der Leiche vorgefunden wurde, Abschied genommen. Da das Rouvret des Schreibens vollständig mit Blut besetzt war, so hat die vorgesetzte Behörde, die kaiserliche Gendarmrie von Oberlesch, den Brief in einem amtlichen Rouvret an den Adressaten, den Vater des Verstorbenen, Stellmachermeister Karl Stärke in Wandorf, abgesandt. Das Schreiben hat nach dem genannten Blatt folgenden Wortlaut: „Struß, den 7. September 1888. Lieber Eltern und Geschwister! Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Es ging nicht mehr anders, ich habe es mir jetzt vorgenommen, und es ist vorbei. Ich sterbe, weil es unserm Oberwachmeister nicht einleuchten kann, warum ich einen Mann wegen Diebstahls eingesperrt habe. Meine Sachen wird Ihnen wohl mein Kamerad Haal zuschicken. Es ist ein Bett, ein Strahl und Tisch, eine Lampe, ein Regulator, eine Weckuhr, mehrere Bilder, zwei Handlöffel, ein hölzerner Koffer und Zylinderuhr. Alwine soll sich nicht sehr grämen, auch Sie nicht, liebe Eltern und Geschwister, glauben Sie nicht, daß ich was ausgefahren habe. Sie können sich nach erkundigen. Ich sterbe in Ehren. Ihr Sohn Rudolph.“

Verunglückter Möbeltransport. In dem großen Expeditionshof des Hauses Kaiser Franz Grenadierplatz wurden gestern Mittag gegen 1 Uhr Möbel aller Art auf einen Wagen der Transportfirma Michaelis in der Moritzstraße geladen. Der Kutscher und die Bediener hatten sich eben wieder entfernt, als plötzlich die Pferde, durch irgend ein Geräusch aufgeschreckt, scheu wurden und im vollen Karriere durch den Thorweg auf den Platz stürzten. Hier karambolirten sie zunächst mit einer Droschke, rasten aber sofort weiter, dem Michaelisplatz zu, indem der schwere Möbelwagen mit furchtbarem Raus hin- und her geschleudert wurde. Da die Möbelstücke noch nicht fest geschnürt waren, so purzelte ein Stück nach dem andern mit lautem Krachen auf den Fahrdamm, natürlich in tausend Stücke zerbrechend. In der Nähe des Platzes verfuhr ein Schuttmann die Thiere aufzuhalten, vergebens. Erst einem zweiten Schuttmann glückte es in der Nähe des Engelfußes. Auf dem ganzen Wege lagen die zerbrochenen Möbel verstreut, die nun selbstständig unter lautem Hulloh der Straßenjugend aufgesammelt wurden.

Was von den Besuchern des Grunewalds alles verloren oder gefunden wird? Bei dem Amtsvorsteher, Oberförster v. Salenitz im Forsthaus Grunewald, ist als im „Grunewald gefunden“ abgeliefert: Ein zweifelhafte Korallenbalsband, ein hübsches Granat-Armband, eine messing verplümbte Taschenuhr; eine schwarzseidene Halskette; ein Poedel, enthaltend einen Kinder-Tragemantel, eine Hängematte, eine Schürze und zwei Gläser; ein Medaillon mit Kette; ein schwarzglaserternes Bügelportemonnaie mit Geld. Die Verlierer können ihre Eigenthumsansprüche binnen drei Monaten im Amtsbureau im Forsthaus Grunewald geltend machen, event. die Sachen in Empfang nehmen.

Wieder hat eine unthunige Wette ein Menschenleben in hohe Gefahr gebracht. In einer in der Rantaustraße befindlichen Restauration hatte der Tischlergeselle Emil K. mit einigen Bekannten um fünf Mark gewettet, daß er innerhalb einer Stunde zehn große Nordhäuser mit Bunsch trinken werde. Trotz der Einreden des Wirths und der Warnungen der Gäste bestand K. auf Ausführung der Wette. Er hatte aber erst sechs Gläser, als er, wie vom Schlage getroffen, vom Stuhle sank. Den völlig bewußtlosen K. brachte man nach der Sanitätswache am Götter Bahnhof, woselbst der Arzt eine Alkoholvergiftung konstatierte und die Ueberführung des Schwerkranken nach der Charité anordnete. Dort liegt K. in einem fast hoffnungslosen Zustande darnieder.

Bewegung der Bevölkerung der Stadt Berlin. In der Woche vom 2. bis 8. September d. J. fanden 185 Eheschließungen statt. Lebendgeborenen wurden 929 Kinder, darunter 13 außerehelich, todgeborenen waren 24 mit 2 außerehelichen. Die Lebendgeborenen sind 33,7, die Todgeborenen 0,9 pro Tausend der Bevölkerung, die außerehelich Geborenen sind bei den Lebendgeborenen 12,2, bei den Todgeborenen 8,2 pSt. Die Zahl der gemeldeten Sterbefälle betrug 637, die sich auf die Wochentage wie folgt vertheilen: Sonntag 90, Montag 99, Dienstag 86, Mittwoch 78, Donnerstag 106, Freitag 95, Sonnabend 83. Von den Gestorbenen erlagen an Mafern 8, Scharlach 3, Rufe 1, Diphtheritis 19, Bräune —, Keuchhusten 8, Kindbettfieber 5, Typhus 4, Ruhr 1, Syphilis 2, Altersschwäche 17, Gehirnschlag 13, Lungenentzündung 33, Lungenschwindsucht 74, Diarrhöe 52, Brechdurchfall 120, Magen-

darmkatarrh 23. Durch Vergiftung kam 1 Person um, durch Alkohol-Vergiftung (Delirium tremens). Einem gewaltsamen Tode starben 15 Personen, und zwar durch Verbrennung oder Verbrühung 1, Ertrinken 2, Erhängen 4, Erschießen 1, Ueberfahren 2, Sturz oder Schlag 5. Hierunter sind 7 Todesfälle durch Selbstmord herbeigeführt. Dem Alter nach sind die Gestorbenen: unter 1 Jahr alt 303 (47,6 pSt. der Gesamtsterblichkeit), 1—5 Jahre 87, 5—15 Jahre 27, 15 bis 20 Jahre 6, 20—30 Jahre 36, 30—40 Jahre 43, 40 bis 60 Jahre 71, 60—80 Jahre 51, über 80 Jahre 13 Personen. In hiesigen Krankenhäusern starben 129, einschließlich 14 Auswärtige, welche zur Behandlung hierher gebracht waren. Auf die Standesämter vertheilen sich die Todesfälle folgendermaßen: Berlin-Röln-Dorotheenstadt (I) 23, Friedrichstadt (II) 14, Friedrichs- und Schönberger Vorstadt (III) 13, Friedrichs- und Tempelhofer Vorstadt (IV) 54, Louisestadt jenseits, westlich (Va) 59, Louisestadt jenseits, östlich (Vb) 27, Louisestadt diesseits und Neu-Röln (VI) 38, Stralauer Viertel, westlich (VIIa) 44, Stralauer Viertel, östlich (VIIb) 38, Königsstadt (VII) 33, Spandauer Viertel (IX) 34, Rosenthaler Vorstadt, südlich (Xa) 50, Rosenthaler Vorstadt, nördlich (Xb) 38, Oranienburger Vorstadt (XI) 66, Friedrich-Wilhelmsstadt und Moabit (XII) 52, Wedding (XIII) 54. Die Sterbefälle sind 23,1 pro Tausend der fortgeschriebenen Bevölkerungszahl (1 441 645). — Die Sterblichkeitsziffer in folgenden Städten des Deutschen Reichs mit mehr als 100 000 Einwohnern betrug in Wochen 21,1, Altona 16,3, Barmen 20,9, Bremen 17,1, Breslau 30,9, Chemnitz 38,0, Danzig 38,8, Dresden 19,9, Düsseldorf 30,3, Elberfeld 20,2, Frankfurt a. M. 19,4, Hamburg mit Vororten 21,5, Hannover 23,8, Köln 29,4, Königsberg 29,3, Leipzig 21,5, Magdeburg 29,8, München 30,2, Nürnberg 23,2, Stettin 31,1, Straßburg i. E. 23,8, Stuttgart 17,6 pro Tausend. In anderen Großstädten Europas mit mehr als 300 000 Einwohnern betrug die Sterblichkeitsziffer in Amsterdam 17,3, Budapest (Bormoche) 28,2, Dublin 21,7, Liverpool 22,4, London 16,0, Paris 20,1, Petersburg (Bormoche) 25,9, Warschau (Bormoche) 28,2, Wien (Bormoche) 20,9 pro Tausend. — Es wurden 3772 Zugezogene, 2713 Weggezogene gemeldet, so daß sich die Bevölkerung mit Einrechnung der nachträglich gemeldeten Geborenen und des Zuzuges, der den Weggezogenen erfahrungsmäßig zugerechnet werden muß, um 1135 vermehrt hat; die Einwohnerzahl beträgt sonach am Schlusse der Berichtswache 1 442 780. — In der Woche vom 9. bis 15. September kamen zur Meldung Infektions-Erkrankungsfälle an Typhus 28, Boden 3, Mafern 68, Scharlach 90, Diphtheritis 80, Kindbettfieber 6.

Vollzeibericht. In der Nacht zum 24. d. M. vergiftete sich eine Frau in ihrer Wohnung in der Skalitzerstraße mittelst Cyanalkali. Am 24. d. M. früh wurde in der Wäschefabrik von Borchardt, Neue Königsstr. 15, der Heizer Fiedler, als er den Treibriemen einer Wringmaschine auf die im Gange befindliche Welle auslegen wollte, von dieser erfaßt und mehrere Male herumgeschleudert, so daß ihm der Arm fast ganz vom Kumpf getrennt wurde. Er wurde nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht. Um dieselbe Zeit wurde bei einem Dienstmädchen in der Blumenstraße in einem Korbe die Leiche eines neugeborenen Kindes, zwischen Lumpen verpackt, vorgefunden. Es handelte sich um ein Kind, das am 22. d. M. geboren zu haben, behauptete jedoch, daß dasselbe bei der Geburt nicht mehr gelebt habe. Äußere Verletzungen waren an der Leiche nicht wahrnehmbar. — Nachmittags verunglückte bei den Kanalisationsarbeiten in der Wisnadenstraße der Maurer Feilke dadurch, daß ihm ein Zementblock auf den Rücken fiel. Er erlitt ansehnlich schwere innerliche Verletzungen und mußte nach dem Krankenhaus in Moabit gebracht werden. — Um dieselbe Zeit wurde in der Neuen Königsstraße ein Arbeiter durch einen von dem Ruffcher Schulz geführten, übermäßig schnell fahrenden Arbeitswagen überfahren und schwer verletzt. — Gegen Abend fiel ein 9 Jahre alter Knabe, welcher mit Erlaubniß des Kutschers auf dessen Arbeitswagen stehend, die Hügel führte, auf dem Wege vom Nordhofen nach der Sellenstraße infolge Scheuens der Pferde vom Wagen, gerieth unter die Räder derselben und wurde an beiden Brühen derartig verletzt, daß er noch der Charité gebracht werden mußte. — Abends wurde ein odobischer Arbeiter auf der Treppe des Hauses Waldemarstraße 69 schlafend vorgefunden und zum Verlassen des Hauses aufgefordert. In der Trunkenheit stürzte er dabei jedoch von der Treppe und erlitt dadurch so schwere Verletzungen, daß er während der Ueberführung nach einem Krankenhaus starb. — Abends gegen 10 Uhr entstand in der Bärgwalstraße zwischen Soldaten und Zivilpersonen eine Schlägerei, durch welche ein Aufruhr von mehreren hundert Menschen hervorgerufen wurde. — An demselben Tage fanden mehrere unbedeutende Feuer statt. Es brannten Weberstraße 8 Häuser in einer Leinwand, Potsdamerstraße 107A Bretter, Verschläge und Schaldecke in einem Keller, Viktoriastraße 5 Betten in einem Mädchenzimmer und Sigmundhof, auf dem Terrain der Berliner Möbelwerke, Kleider und Betten in einem Schuppen.

Gerichts-Zeitung.

Drei Grazien waren es nicht, welche am 15. Juni in der Reichenbergerstraße eine solenne Auferstehung ausführten und dadurch die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zogen. Die schlafertigen Damen standen gestern als die Ehefrauen M. K. und F. vor dem hiesigen Schöffengericht, um sich wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung zu verantworten. Hülfsweise Frau F. und den beiden anderen Angeklagten herrschte bittere Feindschaft, welche wiederholt in den wunderbaren Schimpfworten sich Luft machte, am 15. Juni aber in äußerst gewaltthätiger Weise zum Ausbruch kam. Die beiden ersten Angeklagten befanden sich gerade in dem Klopffestgen Vorjellengeschäft, welches der Tochter der Frau M. gehört, als die gemeinsame Freundin vorbeikam und sich alsbald ein neues bestiges Wortgefecht entzettelte, welches die F. auf die Treppe hinauf lockte. Jetzt aber rückte Frau M. mit schwerem Geschütz vor: sie ergriff einen Schrubber und bearbeitete ihre Gegnerin mit demselben so nachdrücklich, daß das Blut floß, während ihre Verbündete, Frau K., den Laden gleichfalls als „festen Verbau“ betrachtete und mit einem Porzellansteller dem Feinde entgegenzog. Die Angegriffene war aber nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit den Armen ihren Gegnerinnen gewachsen: nach kurzem Kampfe um den Besitz des Schrubbers behielt Frau F. denselben als Siegerin in der Hand und nun entwickelte sich eine Scene, die als Illustration zu dem Schiller'schen Worte dienen konnte: „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz!“ Frau F. hatte sich den allein selig machenden Schrubber kaum erlämpft, als sie auch begann, unter den am Lebensgang aufgestellten Porzellanstücken eine fürchterliche Rüstung zu halten; sie schlug blindlings in das Geschick hinein, so daß die Nachbarschaft neugierig die Köpfe zum Fenster herausstreckte, in der Meinung, daß hier ein verfrühter Polterabend gefeiert wurde, und die Meiselei nahm nicht eher ein Ende, als bis für 50 M. Porzellan in Scherben am Boden lag. Die drei Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen mußten gestern gemeinschaftlich auf derselben Anklagebank Platz nehmen und suchten mit großer Jangensartigkeit den Gerichtshof zu überzeugen, daß nur die Gegenpartei die Auferstehung veranlaßt und die Frauwürde so arg vergessen habe. Der Gerichtshof war seinerseits der Meinung, daß Frau F. sich den beiden Frauen gegenüber in einer Art Nothwehr befunden, aber für den unmotiviert unter dem Porzellan veranfaßelten Passenmord büßen müsse. Sie wurde deshalb wegen vorläufiger Sachbeschädigung zu 20 M. Geldbuße event. 2 Tagen Gefängnis verurtheilt, ihre Gegnerinnen dagegen haben ihren Kampfesmut mit je 100 M. Geldbuße event. 10 Tagen Gefängnis zu bezahlen. Ihr Rühmgetöse wird deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach für die nächste Zeit etwas knapp ausfallen.

Es war an einem schönen Juni-Abend. Der Schumann ging nach beendeter Dienstspazierer. Er wählte einen Weg weit draußen vor der Stadt nach der Richtung von Hermsdorf zu. Bemerkte Häuser sah er schon längst nicht mehr. Alles athmete Ruhe und Stille. Nur in einzelnen der kleinen Gärten, die zu beiden Seiten des Weges lagen, erblickte er Menschen, welche gleich ihm in freier Natur Erholung von des Tages Last und Hitze suchten. Bisher, als der einsame Wanderer um eine Ecke bog, bot sich ihm ein ebenso unerwartetes, wie fesselndes Bild. Auf einem kleinen, verdeckt liegenden Plage hatte eine Künstlergesellschaft sich niedergelassen. Aber nicht zum Ausruhen, sondern zum Arbeiten, sie gab vor einem kleinen und ungemähltem Publikum Vorstellung. Auf dem Boden war ein alter Teppich ausgebreitet und auf diesem ein tolles Durcheinander von menschlichen Gliedmaßen zu sehen. Als der Schumann näher herantrat, entwickelte sich der Knäuel und es kamen fünf Menschen zum Vorschein, welche sich im Nu zu einer Pyramide gruppirten. Dies schien aber auch der Glanzpunkt und der Schluß der Vorstellung zu sein, denn nachdem die pyramidale Leistung beendet war, schlüpfen die Künstler wieder in ihre Oberkleider, der jüngste, ein Knabe von 10 Jahren, warf die Decke über die Schulter, die wenigen Zuschauer zerstreuten sich und bald war der Platz wieder leer. Der Schumann wunderte sich zwar, wie die Künstler ihre Rechnung finden konnten, wenn sie so entlegene und geradezu verdeckte Orte aufsuchten, um sich sehen zu lassen, doch das war schließlich nicht seine Sache. Er wußte aber, daß jede öffentliche Vorstellung gegen Entgelt der politischen Glaubwürdigkeit bedarf und gegen diese Verordnung schien hier gesündigt zu sein. Der Beamte folgte den Künstlern und erfuhr bald, daß die Gebrüder Treptow das Haupt der Gesellschaft seien. Nach wenigen Tagen wurden die letzteren durch ein polizeiliches Strafmandat überrascht. Sie beantragten richterliche Entscheidung und gestern erschien einer von den Gebrüdern Treptow vor der 97. Abtheilung des Schöffengerichts, um die Einsprache zu begründen. Der Beamte sei in einem Irrthum gewesen. Sie hätten kein Entree genommen und auch von den Zuschauern keinen Pfennig erhalten. Lediglich um ihr zum größten Theil aus Anaten bestehendes Personal in der Uebung zu erhalten, hätten sie das entlegene Plätzchen aufgesucht, welches auf Künstler ihrer Art eine große Anziehungskraft ausübte. Man könne dort ganz im Verborgenen dinstellen große Kraftproduktionen mit Gewichten u. s. w., machen lassen. Durch das Hinscheiden des Kaisers Friedrich habe ihnen eine längere Zeit des Müßiggangs in Aussicht gestanden und da seien tägliche Uebungen besonders notwendig gewesen. Da der Beamte nicht gesehen hatte, daß einer der „Künstler“ von den Zuschauern etwas bekommen hatte, so erkannte der Gerichtshof auf Freisprechung.

Die Feststellung des Begriffs „einiger Ernährer“ im Sinne des Unfallversicherungsgesetzes fand gestern im schiedsgerichtlichen Entscheid. In einer Briquetfabrik fand im September v. J. eine Kohlenstaubexplosion statt, durch welche eine Anzahl jugendlicher Arbeiter den Tod fand. Von den Eltern der Gläubigen wurden mehrfach Ansprüche gegen die Knappschafts-Berufsgenossenschaft erhoben, die darauf gestützt waren, daß durch den Tod des Kindes den hinterbliebenen Angehörigen der einzige Ernährer geraubt worden sei. Die „Arbeiterversorgung“ berichtet nun über zwei Fälle dieser Art, welche vor das Schiedsgericht der Section IV. zu Halle gelangten. In dem einen Falle erzielte die Mutter eines gebürtigen Arbeiters ein obiges Erkenntnis folgenden Inhalts: „Nach den amtlichen Erhebungen steht fest, daß die Verursachterin in dem Zeitraum vom 1. September 1886 bis dahin 1887 durch Postleistungen, welche der Verstorbene geleistet hatte, mindestens 242 M. und außerdem kleinere Beiträge erhalten hat, die ihr der Verstorbene durch in die Heimath zurückkehrende Mitarbeiter zukommen ließ. Da die anderen erworbene Kinder ihr Unterstützung nicht übermitteln haben, so selber aber bei häufig mangelhaftem Gesundheitszustand nur während der Sommermonate in der Lage war, sich einen Tagesverdienst von 40–50 Pfg. durch landwirtschaftliche Arbeit zu verschaffen, so fällt der von dem verstorbenen Sohne geleistete Beitrag zu den Unterhaltungskosten so erheblich ins Gewicht, daß der Verstorbene in dem Sinne des Unfallversicherungsgesetzes als der einzige Ernährer der Verursachterin angesehen und die Beklagte für verpflichtet erachtet werden muß, der Klägerin die gesetzliche Rente zu gewähren.“

In einem anderen Falle hatte ein Vater zwei Söhne verloren. Die Berufsgenossenschaft bestritt, daß derselbe, dem jeder der beiden Söhne 7 M. wöchentlich Kostgeld gezahlt habe, hieron seinen Unterhalt bestreite habe, vielmehr hätte der Kläger sich als Uhrmacher selbst ernährt. Zudem könne, da jeder der beiden Söhne 7 M. gezahlt habe, keiner derselben als einziger Ernährer in Betracht kommen. Das Schiedsgericht entschied gegen den Berufungskläger. „Allerdings“, führte dasselbe aus, „ist der letztere Grund nicht geeignet, den erhobenen Anspruch zu befriedigen, da es dem Geiste des Unfallversicherungsgesetzes zu widersprechen würde, den gleichzeitigen Tod zweier Kinder, welche zusammen die Eltern ernährten, anders aufzufassen, wie den im Wortlaute des Textes vorgesehenen Fall der Verunglückung eines Kindes, welches der einzige Ernährer der Eltern war. Ueberdies ist hier unterwiesen, daß die beiden Söhne in demselben Augenblicke verstorben sind, mithin könnte der zuletzt Verstorbene sehr wohl als einziger Ernährer angesehen werden. Indessen ist der Beweis, daß Berufungskläger tatsächlich außer Stande sei, sich selbst zu ernähren und daß er von seinen Söhnen erhalten worden sei, nicht erbracht worden.“

Soziales und Arbeiterbewegung.

Uebertritt zu den freien Hilfskassen. Jeder Arbeiter kann den zentralisirten Hilfskassen beitreten, wenn er unter 45 Jahre alt und bei seiner Aufnahme gesund ist, sobald er seine Arbeitsstelle wechselt. Der Unternehmer, den er verläßt, meldet ihn bei der Ortskasse ab. Der Arbeiter kann nun hingehen und sich das Buch der zentralisirten freien Hilfskasse erwerben. Wenn er dann bei einem anderen Unternehmer wieder Arbeit erhält, braucht er nur das Buch vorzuzeigen und er wird dann nicht zur Ortskrankenkasse angemeldet.

Wer in fester Arbeit steht und darin bleiben, aber doch aus der Ortskasse aus und zur zentralisirten freien Hilfskasse überzutreten will, der kann dies nur am 1. Januar eines jeden Jahres thun. Er muß aber drei Monate vorher seine Absicht dem Vorsteher der Ortskasse anzeigen.

Dies geschieht am besten durch eingeschriebenen Brief, der an den Vorsteher, aber mit Angabe von dessen Namen gerichtet ist, nicht etwa bloß an den Vorstand der Ortskasse, denn solche eingeschriebene Briefe ohne Namen hänoigt die Post nicht aus. Man schreibt also:

an den Vorstand der Ortskrankenkasse der
Herrn

Ich will vom 1. Januar l. J. ab nicht mehr zur Ortskrankenkasse gehören, sondern in eine zentralisirte freie Hilfskasse eintreten.
. (Ort) den 1888.
Namensunterschrift
Arbeitet bei Herrn
Nummer des Raftenbuches

Diesen Brief muß man spätestens am Freitag, den 28. September d. J. zur Post geben.

Wer will, kann diese Kündigung auch mündlich bis Sonnabend, den 29. September d. J., anbringen. Er erhält aber in der Regel einen Anschauer mit als Zugabe.

Ist die Kündigung rechtzeitig geschehen, so muß der Eintritt in die freie Hilfskasse in der letzten Dezemberwoche

spätestens geschehen, damit das ausgefüllte Buch der freien Hilfskasse beim Antritt der Arbeit im Jahre 1889 in den Händen des Arbeiters ist; sonst gilt die Kündigung nicht, und er muß noch ein Jahr der Ortskrankenkasse angehören.

Wer nicht in Arbeit ist, braucht, wie schon gesagt, nicht zu kündigen.

Also auf, Ihr Arbeiter, haltet Eure eigenen Kassen, die zentralisirten freien Hilfskassen hoch! Ihr zeigt dadurch, daß Ihr für Eure Selbstständigkeit, für Euer Recht, für Wahrheit und Menschenwürde der Arbeiter einzustehen bereit seid.

Achtung, aufgepaßt! Der bereits mehrfach von uns angezogene „Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern für die Jahre 1884 und 1885“ enthält in dem Abschnitt, der sich mit der Syphilis als sozialer Mafenercheinung beschäftigt, folgende hochinteressante Stelle: „Zu Kaiser's lautern, der durch hochentwickelte Textilindustrie ausgezeichneten rheinischen Industriestadt, soll die Syphilis selten sein, da das Konkubinat sehr verbreitet ist und diese Paare sich ungetraut treu bleiben.“ Bekanntlich hat der bayerische Landtag ein Konkubinatsgesetz geschaffen, das sich gegen die außereheliche Geschlechtsgemeinschaft, die man im Norden als wilde Ehe kennt, mit scharfen Bestimmungen richtet. Die bayerischen Gerichte haben alle Augenblicke Gelegenheit, in wilder Ehe lebende Paare, zumeist Proletarier, deswegen zu verurtheilen. Denn der Proletarier kann nicht, wie der Bourgeois, der sich den Luxus einer „Dauhalterin“ gestattet, über eine ganze Zimmerflucht gebieten, und auf die Arbeiter richtet sich deshalb in erster Linie das spärende Auge der Polizeibehörde. Daß unser die Moral im Ehestand habendes Bürgerthum pharisäisch die Nase rümpft über die „Unmoralität der niederen Klassen“, ist seitjam bekannt, obgleich gerade die Bekämpfung der Prostitution vor allem bedürftig und erhaltend. Denn es beiraten die Proletarier weit früher, als die Bourgeois. Falls sie aber, wie in Bayern, durch eine für den Armen ungünstige Ehegesetzgebung am Heirathen gehindert werden, so leben sie im Konkubinat, während die Jungfrauen der oberen Beurlaubten von einer Diebelsur zu anderen eilen, der Prostitution Vorwand leisten und gerade das thun, was die nicht für Befestigung, sondern bloß für Regelung der Prostitution schwärmenden Großbürger verüben wollen, nämlich als Roués auch die Töchter der „höheren Stände“ verführen. In Bayern, wo das Konkubinat strafbar ist, konstatiert ein amtlicher Bericht, herausgegeben vom kgl. bayer. Staatsministerium des Innern, die günstigen Folgen dieses Konkubinats, Abnahme der Syphilisation und Treue, ohne daß im geschlichen Band Mann und Weib aneinander knüpfen. Scharflich fürwahr, daß eine offizielle Publikation, erschienen unter der Regide des Ministers von Feilisch, redigirt vom Geh. Medizinalrath von Kerschensteiner, so wohlwollend sich ausspricht über die wilde Ehe. Das schmeckt ja fast nach „freier Liebe“. Wer die Entwicklung der Familie nur einigermaßen kennt, weiß, daß die jetzige Form der Ehe das Produkt einer sehr langen Entwicklungsreihe ist. Man wird zugeben, daß auch die Zukunft neue Existenzformen der Ehe zeitigen kann. Doch dies kümmert uns hier nicht. Wären die sozialen Zustände bessere, wäre die Ehegesetzgebung in Bayern eine humanere, so würden ja sicher die Standesbeamten mehr Arbeit bekommen. Aber fest steht, daß das Konkubinat der Proletarier doch nicht so furchtbar ist, wie pfäffliche Rotolisten zu behaupten lieben. Die Statistik der Ehescheidungen belehrt uns, daß gerade die „höheren“ Klassen das größte Kontingent hierzu stellen; die Hauptursache aber ist Ehebruch, das einen oder beider Gatten. Mögen die sittenstrengen Bourgeois bei den Arbeitern von Kaiser's lautern lernen, daß die Treue kein leerer Wahn ist in der wilden Ehe. „Ja, wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

Verene und Versammlungen.

Der Fachverein der Kohrleger hielt am Sonntag, den 28. d. M., seine regelmäßige Vereinsversammlung in Feuerstein's Tunnel, Alle Jakobstr. 75, ab mit der Tagesordnung: 1. Gewerkschaftliches, 2. Verschiedenes und Fragelosen. Kollege Redner kritisierte die im Kohrlegersach allmählig eingetretenen Mißstände und Mängel, legte der Versammlung klar, wo die jetzt so häufigen Mißstände herühren und bemerzte dabei, daß es ein übler Zustand wäre, daß die meisten Unternehmer nicht praktisch im Fach erfahren seien. Diefelben stellen an ihre Kohrleger mitunter Anforderungen, die unmöglich auszuführen sind. Sie übernehmen so billig wie möglich ein Stück Arbeit; um aber nun doch einen großen Gewinn zu erzielen, wird das schlechteste Material verwandt, und der Kohrleger muß tagtäglich das Klagelied hören: „Halten Sie sich nur tüchtig daran, ich verdiene an diesem Bau nichts, ich gebe noch Geld zu.“ Diefse Ohrenbeichte hört man sich 8, 9 bis 10 Jahre mit an und auf einmal hat der Unternehmer soviel „zugegeben“, daß er sich ein Haus kauft und sich Pferd und Wagen anschafft. Der Kohrleger hingegen, welcher jeder Witterung ausgesetzt ist und meist ungesund, den Körper höchst schädliche Arbeit leistet, sieht sich bedeutend schlechter wie früher. Wenn dasselbe sich nun erlaubt, um eine Lohnzulage vorzusprechen, so hat er ins Wesenst gebohrt und er bekommt die alte Geschichte vom Nichtsverdienen und Geldzucken zu hören. Redner fordert die Versammlung auf, kräftig zu agitiren für die Organisation. Kollege Müller kritisierte das Submissionswesen. Die Arbeit erhält der Mißstandsfördernde und die Arbeiter werden mit dem Preise so gedrückt, daß sie kaum dabei existiren können. Es betheiligten sich an der Diskussion die Kollegen Tolsdorf, Hirsch, Brück, Müller u. a. m. — Es wurden dann noch mehrere gewerkschaftliche Fragen erledigt. Der Vorsitzende machte noch auf das am 20. Oktober stattfindende Veranügen aufmerksam und machte bekannt, daß die nächste Versammlung am 14. Oktober stattfindet.

Daß auch Schiller's Verse gemeinschaftlich werden können, mußten die Teilnehmer der öffentlichen Metallarbeiter-Versammlung, welche am Montag Abend im Lokal des Herrn Heydrich, Beuthstraße, lagte, erfahren. Der Saal war gefüllt bis auf den letzten Platz. Nach Eröffnung der Versammlung schritt man zur Wahl eines Bureaus, welches aus folgenden Herren bestand: Prinz 1. Vorsitzender, Ehrlich 2. Vorsitzender, Fahrnwaldt Schriftführer und Dipler Protokollführer. Auf der Tagesordnung stand: Stellungnahme zum allgemeinen deutschen Metallarbeiter Kongress. Nachdem der Vorsitzende einen Appell an die Versammlung erlassen hatte um rege Betheiligung an der Diskussion und um Bewahrung der Ruhe und Ordnung, ertheilte er dem Referenten Herrn Gottfried Schulz das Wort.

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit, Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Weiter kam der Referent nicht, zum größten Erstaunen aller erklärte der überwachende Beamte die Versammlung für aufgelöst, mit der Aufforderung, binnen 10 Minuten den Saal zu räumen.

Große öffentliche Versammlung der Schmiede Berlins am Mittwoch, den 26. d. M., Abends 8½ Uhr, in Rumbt's Salon, Köpenickerstr. 100. Tagesordnung: 1. Abrechnung über den Streik. 2. Verschiedenes. — Um zahlreiches Erscheinen bittet die Lohnkommission.

Große öffentliche Versammlung der Schmiede Berlins am Mittwoch, den 26. d. M., Abends 8½ Uhr, im Lokal des Herrn Fey, Brunnenstraße 140. Tagesordnung: 1. Wie verhalten sich die Stellmacher Berlins zu dem

Vorgehen der Innungsmeister. 2. Gewerkschaftliches. Es ist Pflicht eines jeden Kollegen, pünktlich zu erscheinen.

Gesang-, Turn- und gefellige Vereine am Mittwoch. Männergesangverein „Jugendlust“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Baffod, Gartenstr. 162. — Männergesangverein „Cäcilia“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Köpferstraße 127a. — Gesangverein „Männerchor Linde“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Galler, Raumnstraße 70. — Männergesangverein „Sangesfreunde“ Abends 9 Uhr im Restaurant Muehold, Landsbergerstr. 31. — „Freya“, Gesangverein der Freireligiösen Gemeinde, Abends 8½ Uhr im Restaurant Benede, Große Damburgerstraße 16. — Huppert'sche Sängervereinigung jeden Mittwoch nach dem ersten im Monat, Abds. 9 Uhr, im Restaurant Geise, Lichterbergerstr. 21. — „Seeger'scher Gesangverein“ Abends 9 Uhr im Restaurant Schulz, Prenzlauerstr. 41. — Gesangverein „Schwungrub“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Sahm, Annenstraße 16. — Männergesangverein „Lorbeerkranz“ Abends 9 Uhr im Restaurant Karisch, Draniensstr. 190. — Gesangverein „Nord-Sudal“ Abends 9 Uhr in Bettin's Bierhaus, Veteranenstr. 19. — Männergesangverein „Schneeglöckchen“ Abends 9 Uhr im Restaurant Doberstein, Mariannenstraße 31–32. — Lübeck'scher Turnverein (1. Lehrlingsabtheilung) Abends 8 Uhr Elisabethstraße 57–58. — Turnverein „Wedding“, Panikstraße 2. Männer-Abtheilung von 8½ bis 10½ Uhr Abends; desgleichen 1. Lehrlings-Abtheilung von 8 bis 10 Uhr Abends. — „Neur Licht“, Verein für Scherz und Ernst, Abends 8½ Uhr im Restaurant Heid, Koppensstraße 75. — Schlesi'scher Verein „Holtei“ Abends 9 Uhr im Restaurant Henke, Hollmannstraße 33. — Bergnügungsverein „Freiblick“ Abends 9 Uhr im Restaurant Säger, Grüner Weg 24. — Wissenschaftlicher Verein für Koller'sche Stenographie, Abends 8½ Uhr im Restaurant Bese, Alte Schönhauserstraße 42, Unterricht und Uebungsstunde. — Koller'scher Stenographenverein „Süd-Berlin“, Abends 8½ Uhr im Restaurant Prinzenstraße 97 Stenung und Uebungsstunde. — „Arnds'scher Stenographenverein „Amicitia“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Behrends, Schönebergerstraße 6. — „Arnds'scher Stenographenverein „Philia“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Wilhelmshagen“, Kochstraße 7. — Verein ehemaliger Schüler der 22. Gemeindefchule Abends 9 Uhr im Restaurant Lehmann, Rurfürstenstraße 31. — Berliner Rauchklub „Brangel“ Abends 9 Uhr im Restaurant Foge, Köpenickerstraße 191. — Rauchklub „Cavanna 80“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Baeppel, Reichenderstraße 16. — Rauchklub „Gemüthlichkeit“ Abends 6 Uhr im Restaurant Aehel, Köpenickerstraße 161. — Rauchklub „Columbia“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Beyer, Prinzenstr. 96. — Rauchklub „Frisch gewalt“ Abends 8½ Uhr im Restaurant Tempel, Prenzlauerstr. 27. — Rauchklub „Krumme Biese“, Abends 8½ Uhr, Ostbahn 4 bei Trumpf. — Bergnügungsverein „Freiblick“ gegründet 1880, Abends 9 Uhr, Grüner Weg 29.

Vermischtes.

Ein chinesische Räubergeschichte. Aus Hangchow, der Hauptstadt der Provinz Chekung, wird folgende schauerliche Geschichte berichtet: „Zwei Kaufleute, die auf einem nahebei Marktorte ihre Geschäfte glücklich beendet hatten, traten, mit einer ansehnlichen Summe beladen, den Heimweg an. Da aber der Bezirk wegen seiner Vogabunden und Räuber berüchtigt ist, ließ die Behörde die Kaufleute überwachen und ihren Weg genau verfolgen. Am selben Abend, an dem sie die Heimreise angetreten hatten, waren in ein Wirthshaus an der Straße, die sie passiren mußten, einige Männer gekommen und hatten gefragt, ob die beiden Kaufleute hier übernachteten, da sie mit ihnen ein Geschäft abzumachen hätten. Auf die Antwort, daß keine Kaufleute gekommen seien, verließen die Fremden das Wirthshaus. Bald darauf aber erschienen die Kaufleute und verlangten Nachtquartier. Der Wirth verzweigte ihnen dies, indem er erzählte, es seien Männer, die als Räuber bekannt sind, dagewesen und haben nach ihnen gefragt. Ihre einzige Hoffnung, glücklich zu entkommen, sei, im Hause eines Militärmandarins Unterschutz zu finden, der etwa zwei Meilen wohne. Wenn der sie aufnehmen würde, seien sie gerettet, sonst seien sie verloren. Die Kaufleute eilten dahin und wurden bereitwillig vom Mandarinen aufgenommen. Als dieser ihre Geschichte hörte, ließ er das Haus in Vertheidigungszustand setzen und gegen den erwarteten Angriff Vorbereitungen treffen. Unter anderem wurde das Thor so mit Steinen verbarrikadirt, daß selbst, wenn es geöffnet würde, immer nur ein Mann eintreten könnte. Um Mitternacht wurde geachtet, und die Räuber erzwangen den Eingang. Da sie aber nur einzeln passiren konnten, so wurden die ersten, welche eindringen, sofort niedergeschossen. So waren vier getödtet, und dann wurde das Thor wieder geschlossen. Darauf kam neues Pochen, und man hörte eine Stimme, die nach dem Schicksal derer fragte, die eingedrungen waren. Als Antwort wurde der Kopf eines Räubers hinausgeworfen. Die Räuber eilten nun fort und begaben sich zur nächsten Behörde, deren Vorsteher ein hervorragender Bürger aus Hangchow war, Namens Loh. Dem erzählten sie eine plausible Geschichte, ein Militärwürdenträger habe sie nachts angegriffen und einen Kameraden getödtet. Als Beweis brachten sie den Kopf des Unglücklichen. Allein in diesem Augenblick kam der Mandarinen selbst mit seinen Brüdern und theilte die wahre Geschichte mit. Der Beamte entschied hierauf, alle müßten bis zum Morgen warten, dann werde er den Fall untersuchen. Die Räuber wendeten jedoch ein, daß sie die todtten Leiber ihrer Freunde bewachen müßten, da diese sonst fortgeschafft und jeder Beweis unmöglich gemacht würde. Dem Beamten schien das begründet zu sein. Vergessen war die Einwendung des Militärmandarins, die Räuber würden jedes menschliche Wesen in seinem Hause umbringen, das jetzt ganz unbeschützt sei. Loh ließ sich nicht überzeugen, gab die Räuber frei und hielt den Mandarinen und dessen Brüder zurück. Am nächsten Morgen kamen sie erst nach Hause und fanden fünfzehn Personen ermordet, die Mutter des Mandarins, seine Frau und die kleinen Kinder, sowie sämtliche Diensthende. Den beiden Kaufleuten war es jedoch gelungen, zu entkommen und den schauerlichen Vorgang an höchster Stelle bekannt zu geben. Der Kaiser gab Befehl, daß Loh 10 000 Tael, eine 30 000 Gulden, zahle und dann geköpft werde. Der Befehl wurde alsdann vollzogen. Die Bewohner von Hangchow erjubten den Vorgang erst, als sie plötzlich wahrnahmen, daß das Haus des Loh geschlossen wurde und seine Familie Trauer anlegte.“

Telegraphische Depeschen.

(Wolf's Telegraphen-Bureau.)

London, Dienstag, 25. September. Das „Reuter'sche Bureau“ meldet aus Simla von heute: Oberst Graham hat die Thibetaner im Belajapah angriffen und geschlagen. Die Thibetaner verloren an 400 Todte und Verwundete; der englische Oberst Bromhead verlor den rechten Arm, außerdem wurden noch 9 Sepoykrieger verwundet. Oberst Graham ist jetzt im Marsch auf Simingol im Chumbithale.

Konstantinopel, Dienstag, 25. September. (Telegramm der Agence Haas.) Ein Erlaß des Sultans nimmt die Vorschläge an, welche der Unterhändler Koula demselben für ein deutsches Konsortium unterbreitet. Diefelben betreffen die Konzession für eine Eisenbahn von Ismid nach Angora und den Rücklauf der Eisenbahn Dairdapasha-Ismid, sowie die Aufnahme eines Anlebens von 1½ Millionen türkischen Pfund zum Emissionstours von 70.